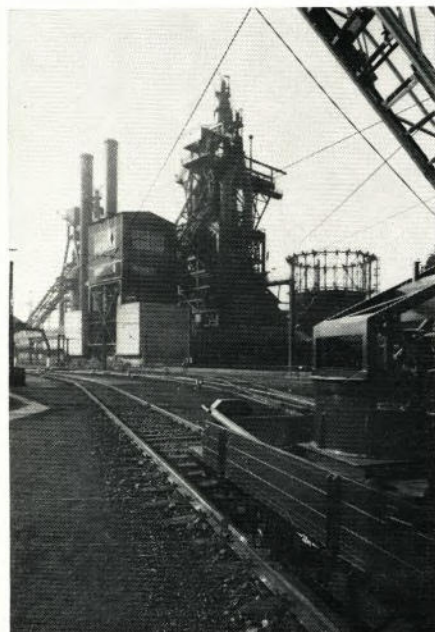






Titelseite: Bei der Neuzustellung des Hochofens 6 wurden in 80 000 Tagwerken 3300 Tonnen Stahl und 10 000 Tonnen feuerfestes Material verbaut



Rückseite: Für jedes unserer Steckenpferdturniere hält Johannes Baum eins oder auch zwei seiner außergewöhnlich genau gebauten Schiffsmodelle bereit; diesmal gewann er einen 2. Preis

Wenn auch das zu Ende gehende Jahr nicht immer und auch nicht für alle Bereiche im Hoesch-Kreis leicht war, so dürfen wir doch mit Genugtuung auf die 1965 geleistete Arbeit zurückschauen. Deshalb wollen wir in dieser Stunde auch allen unseren Belegschaftsmitgliedern für ihre verantwortungsbewußte Mitarbeit danken.

Alles in allem war 1965 ein zufriedenstellendes Jahr. Dieses Urteil trifft allerdings nicht auf den Bergbau zu, dessen schwierige Lage sich nicht gebessert hat. Um die Förderung unserer Schachtanlagen dem schlechten Absatz anzupassen, hat deshalb, nachdem der Beirat des Bergbaus vorher entsprechend entschieden hatte, der Aufsichtsrat am 5. August 1965 beschlossen, die dem Rationalisierungsverband des Steinkohlenbergbaus angemeldete Schachanlage Kaiserstuhl endgültig stillzulegen, wenn die Absatzlage sich nicht grundlegend ändert. Der Aufsichtsrat und die Beiräte, die Vorstände und die Direktorien, die Betriebsräte und der Gemeinschaftsausschuß werden nichts unversucht lassen, die mit der Stilllegung dieser Schachanlage unvermeidlich verbundenen sozialen Härten zu mildern; diese Sorgen sind nicht allein Sache des Hoesch-Bergbaus, sondern gehen den gesamten Hoesch-Kreis an.

Auch die Lage auf dem Stahlmarkt ist seit dem Sommer sehr viel schwieriger geworden, wenn sich auch bei der Westfalenhütte die Erzeugung gegenüber dem Vorjahr etwa auf gleicher Höhe hielt. Unsere Werke und Gesellschaften der Weiterverarbeitung sind dagegen das ganze Jahr über gut beschäftigt geblieben. Um das bisher Erreichte zu sichern, ist es allerdings notwendig, die Leistungsfähigkeit unserer Eisen und Stahl erzeugenden und weiterverarbeitenden Betriebe auch in Zukunft durch sorgfältig geplante Investitionen weiter zu verbessern.

Angesichts der anhaltenden Strukturkrise im Bergbau und angesichts der schwieriger werdenden Lage auf dem Stahlmarkt hält das kommende Jahr zweifellos manche Probleme für uns bereit, die wir nur in gemeinsamer Arbeit lösen können. Um so wichtiger ist es, den Geist der Zusammenarbeit zu erhalten, der uns in der Vergangenheit schon über manche Klippe hinweggeholfen hat. Versuchen wir deshalb, alle vor uns liegenden Schwierigkeiten weiterhin im Zeichen eines aufrichtigen Miteinanders zu lösen.

Möge das Jahr 1966 für unsere Mitarbeiter und ihre Familien, für unser Volk in Ost und West und für die ganze Welt ein gutes und friedliches Jahr sein! Glückauf 1966!

Der Vorstand der Hoesch AG, die Direktorien der Zweigniederlassungen und die Vorstände und Geschäftsführungen aller Gesellschaften der Weiterverarbeitung und des Handels

In wenigen Tagen verlassen wir die Arbeitsplätze, um mit unseren Familien das Weihnachtsfest zu feiern. Dann gehen die Gedanken zurück auf ein Jahr, das angefüllt war mit Arbeit und Anstrengungen aller Kolleginnen und Kollegen. Der Einsatz jedes einzelnen und das Zusammenwirken von Werksleitungen, Betriebsräten und Belegschaften schufen bei zufriedenstellender Entwicklung unserer Betriebe die Voraussetzungen für weitere Erfolge und Verbesserungen auch auf sozialem Gebiet. In diesem Jahr fiel die folgenschwere Entscheidung, die Schachanlage Kaiserstuhl wegen der Entwicklung auf dem Energiemarkt stillzulegen, wenn sich die Absatzlage nicht grundlegend ändern sollte. Unsere Hoffnungen, daß eine klare Energiepolitik helfen würde, sind wieder einmal enttäuscht. Die dadurch verstärkten Sorgen der betroffenen Belegschaft und des Betriebsrates waren unsere gemeinsame Sorge und werden es bleiben. Mit den Arbeitskollegen vom Bergbau fühlen wir uns eng verbunden und werden auch in den entscheidenden kommenden Monaten helfen, die menschlichen Probleme zu lösen, die bei einer etwaigen Stilllegung auf uns zukommen.

Auch im kommenden Jahr gelten unsere Anstrengungen dem Ziel, den Mitarbeitern einen gesicherten Arbeitsplatz zu erhalten, die Arbeitsbedingungen weiter zu verbessern und das gute Betriebsklima zu festigen. Dabei stützen wir uns auch weiterhin auf die vertrauensvolle Zusammenarbeit des Gemeinschaftsausschusses mit dem Vorstand und der Betriebsvertretungen mit den Direktorien, Vorständen und Geschäftsführungen.

Allen Mitgliedern der Betriebsräte, den Vertrauensleuten und allen Arbeitskollegen gilt unser Dank für das harmonische Zusammenwirken zum Wohle aller bei uns Beschäftigten und zum Nutzen des Unternehmens. In der Zuversicht, daß auch im kommenden Jahr diese Gemeinsamkeit anhält, wünschen wir allen Arbeitskollegen und deren Familienangehörigen ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein gutes neues Jahr.

Gemeinschaftsausschuß der Betriebsräte aller Hoesch-Gesellschaften

Inhalt

- 411 Hochofen 6 hat die zweite Ofenreise begonnen
- 414 Zum Steinkohlentag 1965
- 416 Zum Eisenhüttentag 1965
- 418 Menschen wie du und ich: Der Dreher
- 420 Die Steckenpferde traben
- 424 Die Entscheidung unseres Preisgerichts
- 426 Sie haben gewonnen
- 429 Wirtschaft – ein Entscheidungsbereich:
 Der Staatshaushalt im Rahmen der Volkswirtschaft ■
- 434 WERK UND WIR und seine Leser
- 438 „Jahraus, Jahrein“ – die Jahresgabe 1965/66
- 439 Ein Bild kindlich-heiterer Frömmigkeit
- 440 Der Brunnen der weisen Männer – eine Legende
 von Selma Lagerlöf ■
- 443 Wir lasen für Sie
- 443 Vor zehn Jahren berichtete WERK UND WIR
- 444 Wie stehen Sie zur Arbeitssicherheit? ■
- 446 Jubilare
- 447 Fotowettbewerb

Unsere Werke und Gesellschaften



Hoesch AG Bergbau
Essen-Altenessen



Hoesch AG Westfalenhütte
Dortmund



Hoesch AG
Walzwerke Hohenlimburg



Hoesch AG Rohrwerke
Dortmund, Hilstrup, Hagen



Hoesch AG Bandstahlwerk
Hamm



Schmiedag Aktiengesellschaft
Hagen i. Westf.



Maschinenfabrik Deutschland AG
Dortmund



Trierer Walzwerk Aktiengesellschaft
Wuppertal-Langerfeld, Trier



Döhner AG Letmathe



Dörken Aktiengesellschaft
Gevelsberg



Schwinn Aktiengesellschaft
Homburg/Saar



Schwinn Sàrl Hénin-Liétard



Dittmann & Neuhaus AG
Herbede-Ruhr



**Rheinischer Vulkan,
Chamotte- und Dinaswerke mbH**
Oberdollendorf a. Rhein



Dortmunder Drahtseilwerke GmbH
Dortmund



Hoesch Hammerwerk
Riegenberg GmbH Olpe i.W.



Dortmunder Plastik GmbH
Dortmund



Hoesch Bergbautechnik GmbH
Dortmund



Hoesch Werk Federstahl Kassel



Hoesch Eisenhandel mbH
Dortmund

Hoesch Eisenhandel mbH
Niederlassung Bremen



Hoesch Reederel und Kohlenhandel
GmbH Essen



Schiffswerft Gustavsburg GmbH



Hoesch Düngerhandel GmbH
Dortmund



Hoesch Export GmbH Dortmund

Hoesch Export GmbH
Oficina de Madrid



Hoesch Argentina S.A.
Industrial y Comercial Buenos Aires



Hoesch Limited London



Hoesch Italiana S.p.A. Malland



American Hoesch Inc. New York



Hoesch France Sàrl Paris

Industriewerte AG Dortmund

Gesamtbelegschaft 50000



Eine Zeitschrift für die Mitarbeiter der Hoesch Aktiengesellschaft. Herausgeber: Hoesch Aktiengesellschaft, Dortmund.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft: Dr. jur. Harald Koch. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Gröting. Graphische Gestaltung: Harry Esser, Dortmund. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 294/0822 123. Druck: dumont presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe BERGBAU, Seiten 133 bis 144: Willi Laser. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Gröting. Graphische Gestaltung: Harry Esser, Dortmund. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon: 8041. Fernschreiber 0822 294/0822 123. Druck: dumont presse, Köln.

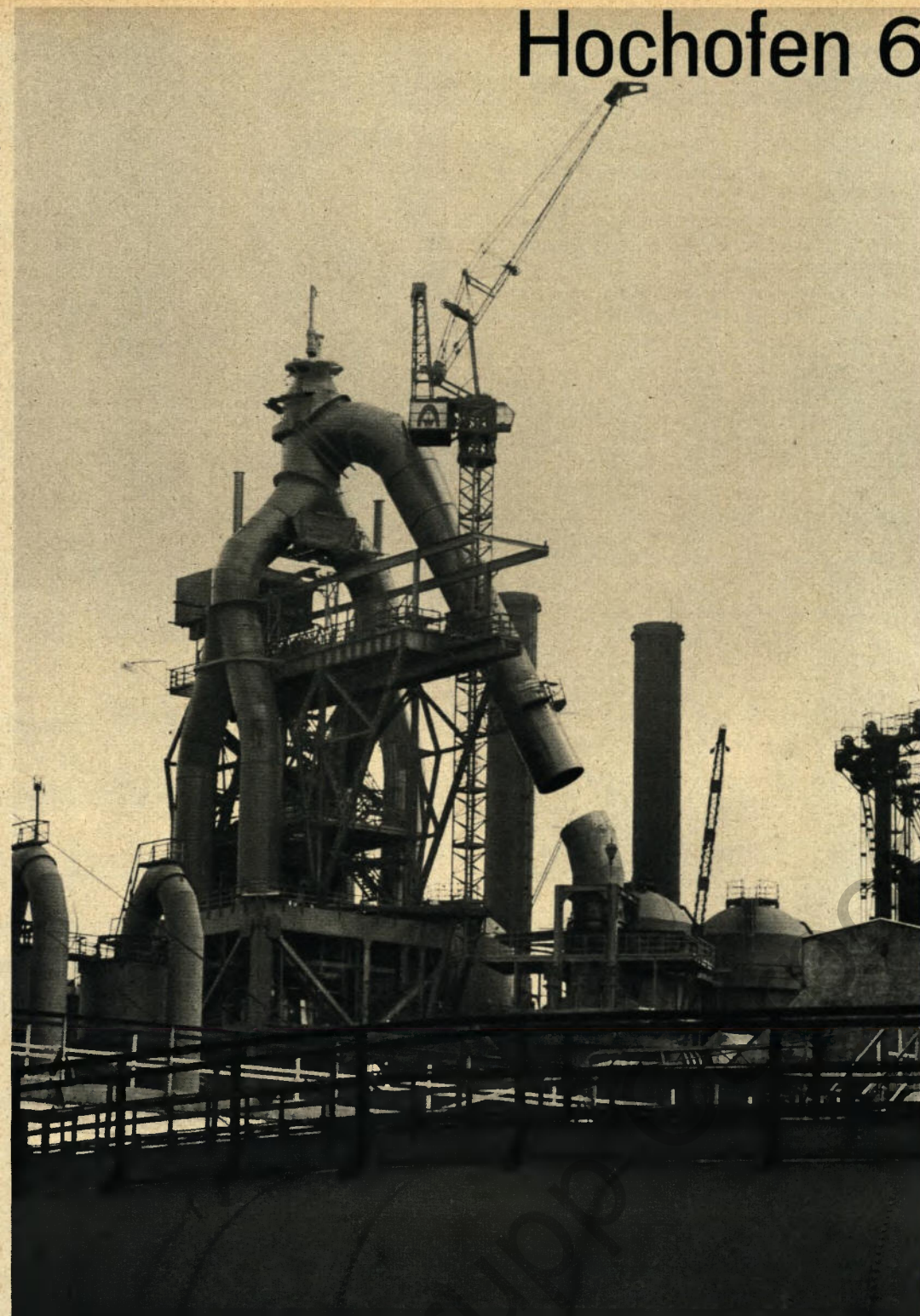
Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe WESTFALENHÜTTE, Seiten 333 bis 368: Walter Hölkeskamp. Redaktionsleitung: Johannes Hoischen. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 123/0822 294. Druck: Westfalendruck, Dortmund.

Nachdruck von Beiträgen dieses Heftes honorarfrei gegen Quellenangabe und zwei Belegexemplare gestattet, ausgenommen die im Inhaltsverzeichnis mit □ gezeichneten Berichte und die Beiträge auf dem Werkdruckblatt. WERK UND WIR erscheint monatlich und wird kostenlos an alle Belegschaftsmitglieder abgegeben.

Bildnachweis: Titel- und Rückseite: Erich Kreuzner, Dortmund. Farblinnenseiten: Brigitte Korte und Erich Kreuzner, beide Dortmund. Schwarz-Weiß-Aufnahmen: Fotoabteilung Hoesch AG; Fotostelle Westfalenhütte; Bergbaumuseum Bochum; Werner Hennemann, Recklinghausen; W. K. Müller, Bochum; Manfred Oshowsky, Heinz Restemeler, Peter Thölen, alle Dortmund; und Werk- und Privataufnahmen. Zeichnungen: Hans Gelsen, Dortmund, und Ulrik Schramm, Feldafing.

Hochofen 6

hat die zweite Ofenreise begonnen



Eine einzigartige Ofenreise war zu Ende: fast 4,6 Millionen Tonnen Roheisen hatte Hochofen 6 in nahezu elf Jahren erschmolzen, bevor er am 23. Oktober 1964 ausgeblasen wurde – eine Menge, die bis dahin – soweit bekannt – kein Hochofen mit nur einer Schachtausmauerung erreicht hatte (siehe Heft 11/1964). Nun übergab die Hochofenabteilung den Hochofen 6 der Neubauabteilung.

Die Abbruchfirmen standen schon bereit, und wenige Wochen später mag mancher Mitarbeiter verwundert festgestellt haben, daß die Gasabzugsrohre und der Ofenpanzer des höchsten in der Reihe unserer Hochöfen fehlten.

40 Firmen mit 200 Arbeitern brauchten ein Jahr

Rund 40 Firmen waren am Abbruch und Wiederaufbau des Hochofens 6 beteiligt. 200 Stahlbau- und Maschinenschlosser, Schweißer, Maurer und Elektriker arbeiteten ein Jahr lang auf dieser Großbaustelle der Westfalenhütte. Sie alle richteten sich nach dem Zeitplan der Neubauabteilung, der mit dem Tag X, dem Tag der Übernahme des ausgeblasenen Hochofens 6, seinen Anfang nahm.

Dieser genau ausgetüftelte Plan war das Ergebnis mehrjähriger Arbeit. Als er zusammengestellt war, atmeten die Sachbearbeiter der Neubauabteilung auf. Ein wichtiger Teil ihrer Arbeit war getan – abgeschlossen zu einer Zeit, als Hochofen 6 noch nicht einmal ausgeblasen war.

Nicht weniger als drei Jahre vor dem letzten Abstich wurden die ersten Grundlagen für diesen Plan geschaffen: Ein Arbeitskreis entstand, in

Oben: Kurz bevor die Neubauabteilung in diesen Tagen dem Hochofenbetrieb den Ofen 6 übergab, entstand unser Bild: Nur noch ein Rohrstück fehlt im Schrägrohr der Gasabzugsleitung; ein knappes Jahr hat die Neuzustellung des Hochofens 6 gedauert

◀ *Als die Ofensau vor einem Jahr abgestochen war, begann die Neuzustellung: Unser Foto zeigt die „Ofensau“, das in das Gestell-Mauerwerk eingefressene Roheisen, das nach dem Abstich zwischen den Stützen der Gießhalle in ein von Sandwällen umschlossenes Bett geflossen ist*



dem neben der Neubauabteilung der Hochofenbetrieb, die Maschinenabteilung und der Elektrobetrieb vertreten waren. Die „Neubauabteilung Hochofen“ bildete eine sechsköpfige Gruppe, die sich fortan überwiegend mit der Neuzustellung des Hochofens 6 beschäftigte. Jeder dieser sechs Maschinen- oder Stahlbauingenieure übernahm eine besondere Aufgabe: der eine befaßte sich mit dem Ofenpanzer und dem Gerüst, der andere mit der Begichtungsanlage, der dritte mit den Winderhitzern, der vierte mit der Entstaubungsanlage, der fünfte mit der Gießbühne und der sechste mit den Kosten und den organisatorischen Einzelheiten.

Kein Gas und weniger Staub

Als erste Aufgabe stellte der Arbeitskreis eine Liste zusammen, in die alle vorgeschlagenen Verbesserungen für den neu zuzustellenden Hochofen aufgenommen wurden. Dann prüften die Fachleute sorgfältig das technische Für und Wider jedes einzelnen Vorschlags – aber auch die Frage, ob die geplanten Neuerungen wirtschaftlich vertretbar sind. Ein Beispiel für solche Überlegungen war die

► Die Montage des neuen Ofenpanzers hat begonnen: über den Trägern für die Arbeitsbühne sind die Öffnungen für die Blasformen klar erkennbar

auf der Gicht des Hochofens wesentlich herabgesetzt. Dieser Verschuß mußte bislang alle drei Jahre erneuert werden, soll aber jetzt, da er durch „Auftragsschweißung“ gepanzerte Sitz- und Rutschflächen besitzt, die ganze Ofenreise durchstehen.

Anderer für den Hochofen 6 beschlossene Neuerungen, die nicht mit dem Hochdruckprinzip zusammenhängen, waren ein luftgekühltes Ofenfundament, eine ganz aus Kohlenstoffsteinen bestehende Ausmauerung des Unterofens, eine neuartige Kühlung von Schacht und Rast und ein automatisch gesteuerter Schrägaufzug.

Höhere Leistung mit heißerem Wind

Zu diesen Neuerungen kamen zwei weitere Verbesserungen hinzu, die die Leistung des Ofens um 20 bis 25 v. H. erhöhen sollen: der Gestelldurchmesser wurde von 8,0 auf 8,5 Meter erwei-



▲ Der Abbruch der Gasabzugsleitungen und des Ofenpanzers ist in vollem Gange: ein auf der Übergicht aufgesetzter Auslegerkran nimmt ein Rohrteil ab



▲ Der Ofenpanzer ist verschwunden; Ofengerüst und Schrägaufzugsbrücke werden nun instand gesetzt, während zugleich ein neues Ofenfundament entsteht

Frage, ob Hochofen 6 künftig als „Hochofen mit erhöhtem Gasdruck an der Gicht“ ausgebildet werden sollte. Der Druck in Hochöfen dieser Art wird durch einen Gegendruck erhöht, den eine Drosselklappe in der Gichtgasabführung bewirkt. Dadurch soll der Hochofen gleichmäßiger laufen und mehr produzieren. Im Verlauf der Planung stellte sich aber heraus, daß die ersten nach diesem Prinzip in Amerika und England gebauten Hochöfen noch manche Fragen aufwarfen, die im Verlauf der weiteren technischen Entwicklung zu klären sind: so ist beispielsweise der Verschleiß dieser Hochöfen groß, und sie verursachen unangemessen hohe zusätzliche Baukosten.

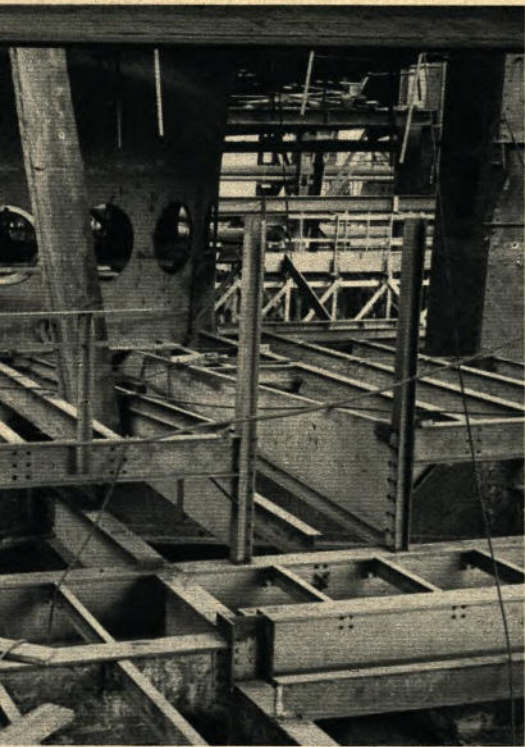
Unsere Fachleute verzichteten daher auf den Bau eines „Hochdruckofens“, übernahmen aber einige technische Verbesserungen, die für diese Öfen entwickelt wurden. Zu diesen Verbesserungen gehört eine besser abgedichtete Gicht, die den Gasaustritt und Staubausswurf

tert und die Heißwindtemperatur von 1000 Grad Celsius auf 1200 Grad gesteigert.

Die höhere Temperatur des in den Ofen eingeblasenen Windes erzeugt mehr Energie und beschleunigt damit den Schmelzprozeß. Wie viele Veränderungen diese „einfache“ Temperaturerhöhung nach sich zog, ist beispielhaft für nahezu jede Neuerung am Hochofen: zunächst einmal mußten in die Winderhitzer größere Brenner – mit entsprechend großen Ventilatoren – eingebaut werden, die je Stunde nicht mehr 40000, sondern 70000 Normalkubikmeter Gichtgas verbrennen. Dann mußte die Fläche des durch die Verbrennung erhitzten Mauerwerks größer werden – dieses Mauerwerk gibt ja erst nach dem Aufheizen die Wärme an die durchgeblasene Luft ab: also wurden die Winderhitzer um

► Blick von innen in den weiterwachsenden Ofenpanzer; die Schlitze sind für die Ofenkühlung notwendig





3,4 Meter erhöht. Außerdem wurde es notwendig, alle heißwindführenden Leitungen mit widerstandsfähigeren feuerfesten Steinen auszukleiden und die regulierenden Schieber mit Wasser zu kühlen.

Der Zeit- und Arbeitsplan wird festgelegt

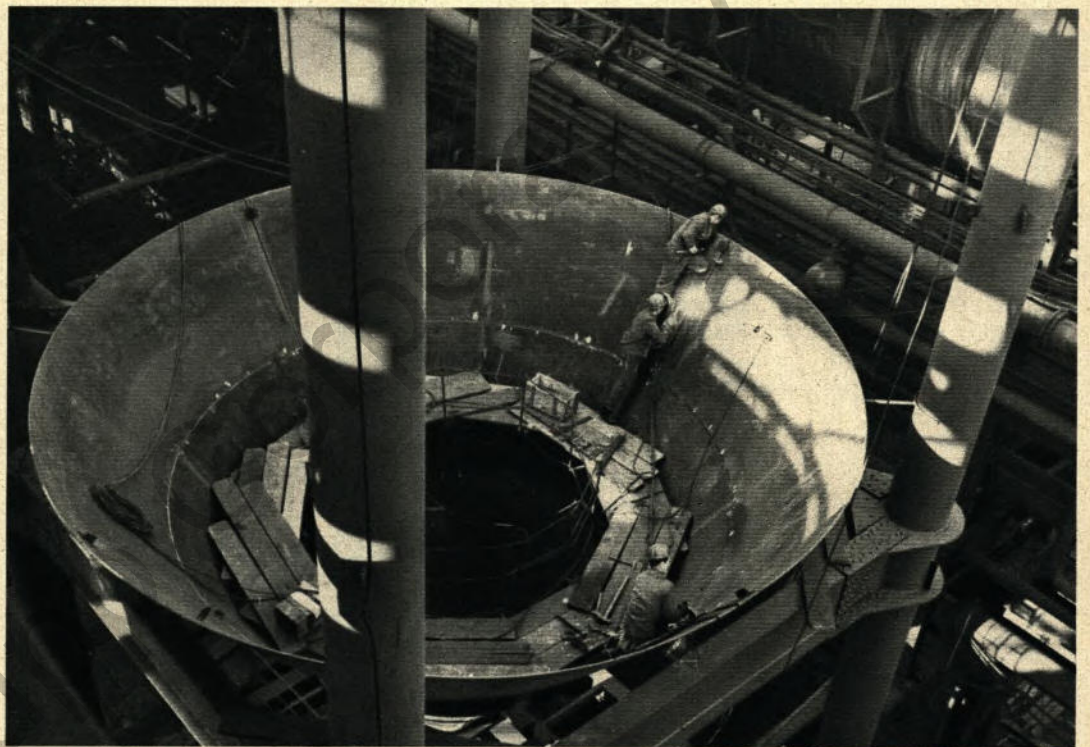
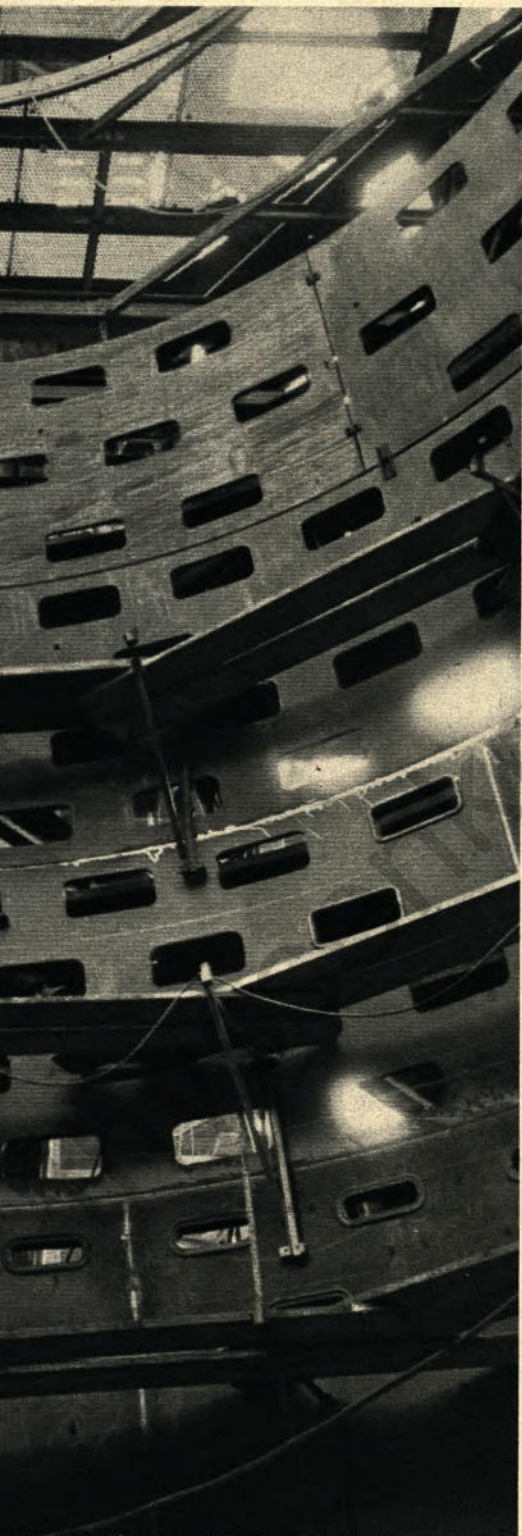
Auch jeder Nichtfachmann kann sich vorstellen, wie viele Besprechungen zwischen den verschiedensten Fachleuten bei der Neuzustellung eines Hochofens notwendig sind, bevor alle Vor- und Nachteile der vorgeschlagenen Änderungen abgewogen sind und endgültig feststeht, wie der fertige Hochofen aussehen soll. Und doch ist mit dieser Klärung erst ein Teil der Arbeit getan: denn nun beginnt das Gespräch mit den Firmen, die sich auf den Hochofenbau spezialisiert haben. Für die Neuzustellung des Hochofens 6 haben beispielsweise nicht weniger als 80 Firmen Angebote eingereicht, unter denen die Sachbearbeiter der Neubauabteilung die besten und preisgünstigsten herausfinden mußten. Außerdem galt es, Klarheit über die vielen Verbesserungsvorschläge zu gewinnen, mit denen nun auch die Firmenvertreter an un-

sere Neubauabteilung herantraten. Als auch das geschafft war, konnte die Dauer der einzelnen Arbeiten ermittelt und darauf endlich der erste Zeitplan für den Ablauf der Neuzustellung entworfen werden.

Bald danach meldete die Hochofenabteilung, wann mit dem letzten Abstich an Hochofen 6 zu rechnen sei. Das bedeutete grünes Licht für den Endspurt der Neubauabteilung: etwa 40 Firmen erhielten nun den Auftrag für die Neuzustellung von Ofen 6 – unter Angabe der jetzt auch nach dem Kalender festgelegten Arbeitsdaten. Damit stand der endgültige Zeit- und Arbeitsplan fest, nachdem sich alle zu richten hatten, die innerhalb des folgenden Jahres zum Neuaufbau von Ofen 6 beitragen.

▼ Das ist der „Ofenkopf“, der den Ofenpanzer nach oben abschließt und auf den der Gichtverschluß aufgesetzt wird

Unten: Mehr als mannshoch sind die feuerfest ausgemauerten Leitungen, durch die der Heißwind von den Winderhitzern zum Hochofen strömt



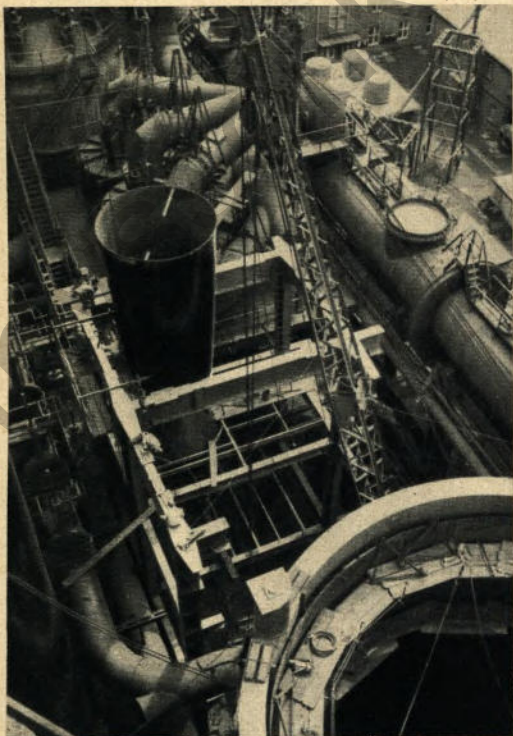
In 80000 Tagwerken 3300 Tonnen Stahl und 10000 Tonnen feuerfeste Steine verbaut

Die Neubauabteilung aber hatte mit der Fertigstellung dieses Plans die Voraussetzung für den reibungslosen Ablauf der Arbeiten geschaffen. An Planung und Auftragsvergabe schloß sich nun die Ausführung, bei der die Neubauabteilung die Verantwortung dafür hatte, daß alle Arbeiten einwandfrei ausgeführt und die Termine eingehalten wurden. Und das geschah: genau wie vorgesehen, griff ein Arbeitsgang in den anderen. Innerhalb von drei Monaten wurde alles am Hochofen 6 abgetragen, was nicht wiederverwertet wurde: der Ofen mit Gestell, Rast, Schacht und Gichtverschluß, ein Teil des Fundaments und der Ofenbühne, die Entstaubungsanlage und das gesamte feuerfeste Material aus den Winderhitzern. Noch während der Abbrucharbeiten lief der Aufbau schon wieder an: neue Fundamente für die Entstaubungsanlage, für das Meßhaus und für den Koksunker entstanden, die Winderhitzer wurden aufgestockt und ein dem erweiterten Gestelldurchmesser entsprechendes Ofenfundament gegossen. Daran schloß sich die Montage des Ofenpanzers und das Aufsetzen des Gichtverschlusses an. Zugleich begann die Ausmauerung des Ofens und der Umbau der Ofenbühnen.

Neben den Bau- und Montagearbeiten überholten Fachleute das Ofengerüst, die Übergichtkonstruktion, die Schrägbrücke, die Bunkeranlage und alle anderen nicht abgebrochenen Teile. So wurden in 80000 Tagwerken 3300 Tonnen Stahl und 10000 Tonnen feuerfestes Material verbaut und ungezählte Maschinen überprüft und instand gesetzt.

Ein Jahr ist seit dem letzten Abstich an Hochofen 6 vergangen. Nun ist der größte unter unseren Hochöfen wieder arbeitsbereit. Wird er in Zukunft noch mehr leisten als in seinen ersten elf Jahren? Die technischen Voraussetzungen dafür sind erfüllt, und die guten Wünsche aller, die bei der Neuzustellung mitgeholfen haben, begleiten ihn auf seiner zweiten Ofenreise – die, wie wir kurz vor der Drucklegung dieses Heftes erfuhren, gerade begonnen hat.

▼ In der Entstaubungsanlage wird das im Ofenbetrieb anfallende Gichtgas gereinigt: im Staubsack – er wird in das runde Gestell rechts eingehängt – und in den vier Wirblern – das große Rohr ist ein Wirbler – wird der Staub abgeschieden



Zum Steinkohlentag 1965 in Essen

Vor über 2000 Teilnehmern des diesjährigen Steinkohlentages am 28. Oktober in der Grugahalle in Essen, zu denen als Gäste führende Persönlichkeiten aus Politik und Wirtschaft gehörten, standen die Ausführungen von Dr. Helmut Burckhardt, dem Vorsitzenden der Unternehmensverbände Ruhr und Aachen, zum Thema „Energieversorgung und Energiepolitik“ im Mittelpunkt. Bergwerksdirektor Bergassessor a. D. Gerd Winkhaus, der Vorstandsvorsitzende des Steinkohlenbergbauvereins, sprach über die Leistungssteigerung im westdeutschen Bergbau, und Hermann Josef Abs, der Sprecher des Vorstandes der Deutschen Bank, behandelte aktuelle Probleme der Wirtschafts- und Finanzpolitik in der Bundesrepublik.



Dr. Burckhardt stellte zunächst fest, daß die lebenswichtige Versorgung der gesamten Volkswirtschaft mit Energie angesichts der besonderen Gegebenheiten auf dem Energiemarkt nicht ausschließlich den Regeln des Wettbewerbs überlassen werden könne. Die Verantwortung für die langfristige Stabilität und Sicherheit unserer Energieversorgung trage daher der Staat. Nur er, nicht etwa die Produzenten oder die Verbraucher allein, sei auch in der Lage, dies durch eine zielbewußte Energiepolitik sicherzustellen. Dr. Burckhardt forderte eine Politik, die neben dem ausländischen Angebot eine ausreichende inländische Förderung sicherstellt, und zwar sowohl als Notreserve für den Fall ernsthafter Störungen wie auch als Preisregulator gegenüber der Einfuhr. Diese Gesichtspunkte gälten gleichermaßen für die Energieversorgung des Gemeinsamen Marktes, in dem der deutsche Steinkohlenbergbau eine Spitzenstellung einnehme.

Keine weitere Schrumpfung

Dr. Burckhardt wies auf die wesentlich günstigeren Lagerstättenverhältnisse der amerikanischen Kohle und des Nahost-Öls hin und be-

Dr. Burckhardt

zeichnete es als eine Illusion anzunehmen, die deutsche Kohle könne selbst bei stärksten Anstrengungen in der Rationalisierung aus eigener Kraft gegenüber den Importenergien in absehbarer Zeit wettbewerbsfähig werden. Er warnte davor, bei der Entdeckung einer billiger auszubeutenden Lagerstätte jeweils die bereits erschlossenen, weniger ergiebigen Lagerstätten stillzulegen. Der deutsche Bergbau habe bereits heute durch strenge Flözauswahl wesentlich mehr Substanz aufgegeben, als langfristig gegenüber den Interessen der Volkswirtschaft vertretbar erscheine. Weitere Stilllegungen zum Zwecke der Schrumpfung würden nicht zu einer Verbilligung, sondern zu einer Verteuerung der verbleibenden Förderung führen.

▲ Ein Blick in die Grugahalle während der Ausführungen Dr. Helmut Burckhardts

Gesichtspunkte für eine Neuordnung

Leider seien auch, so fuhr er fort, manche Vorschläge für eine Neuordnung des Steinkohlenbergbaus geeignet, Illusionen über die tatsächliche Lage auf dem Energiemarkt zu nähren. Er unterstrich die Notwendigkeit weiterer Maßnahmen zur Felderbereinigung und zur Unternehmenskonzentration, soweit sie der Rationalisierung dienen. Allerdings würden die wirklichen Möglichkeiten hierfür oft weit überschätzt. Durch Zusammenfassung von Bergwerksgesellschaften zu einer „Einheitsgesellschaft“ oder auch zu einigen wenigen großen Unternehmen könne kein nachhaltiger Rationalisierungseffekt erzielt werden. „Allerdings“, so sagte er, „kann es in Zukunft sehr wohl andere Gesichtspunkte für eine Neuordnung dieser Art geben. Wird nämlich die künftige Energiepolitik nicht so geführt, daß die Voraussetzungen für den Fortbestand eines privatwirtschaftlichen Bergbaus in der Bundesrepublik gesichert sind,

Das Wort hat die Bundesregierung!

so wären Entwicklungen denkbar, die zu radikalen Folgerungen hinsichtlich unserer Organisationsform drängen."

1965 nur 129 Millionen Tonnen

Das von der Bundesregierung erklärte Ziel einer jährlichen Steinkohlenförderung von 140 Millionen Tonnen sei zur Versorgung wichtiger Teilgebiete der Wirtschaft und aus europäischer Sicht grundsätzlich richtig. Dieses Ziel habe in jüngster Zeit nicht erreicht werden können, da die Entwicklung des Mineralölmarktes unterschätzt worden sei und die energiepolitischen Maßnahmen der Bundesregierung bisher nicht ausgereicht hätten. Für das Jahr 1965 rechnete Dr. Burckhardt deshalb nur mit einer abgesetzten Förderung von knapp 129 Millionen Tonnen. Um den deutschen Steinkohlenbergbau als Versorgungsbasis zu erhalten, seien weitere intensive Anstrengungen des Bergbaus, aber auch Schutz- oder Entlastungsmaßnahmen der Wirtschaftspolitik unerlässlich, sagte Dr. Burckhardt und führte aus:

„Um uns über die Lage und die daraus zu ziehenden Folgerungen klarzuwerden, haben wir den gegenwärtigen Tatbestand und die voraussichtlichen Zukunftsentwicklungen erneut eingehend geprüft. Wir haben die möglichen und notwendigen Lösungen neu durchdacht. Wir besitzen deshalb klare und konkrete Vorstellungen, welche energiepolitischen Maßnahmen am zweckmäßigsten, wirkungsvollsten und letzten Endes am wirtschaftlichsten sind. Wir unterbreiten diese so wie in der Vergangenheit auch jetzt und in der Zukunft den zuständigen Stellen. Darüber zu entscheiden, was zu geschehen hat, ist aber ausschließlich Sache der Politik.“

Hoffnung auf schnelle Maßnahmen

„Wir erwarten von der neuen Bundesregie-

rung“, so schloß Dr. Burckhardt, „baldige und wirksame Maßnahmen. Die Erhaltung des deutschen Steinkohlenbergbaus läßt sich nicht ohne Eingriffe erreichen, die für den einen oder anderen oder für die Gesamtheit eine Belastung bedeuten. Es gibt eben keinen Zaubermag, der verhindern kann, daß die in Deutschland zu fördernde Kohle teurer ist und deshalb auch teurer bezahlt werden muß als andere importierte Energieträger, die billiger gefördert und deshalb auch billiger angeboten werden können. Die Maßnahmen der Energiepolitik müssen und werden von unseren eigenen Maßnahmen zur weiteren Verbesserung unserer Wirtschaftlich-

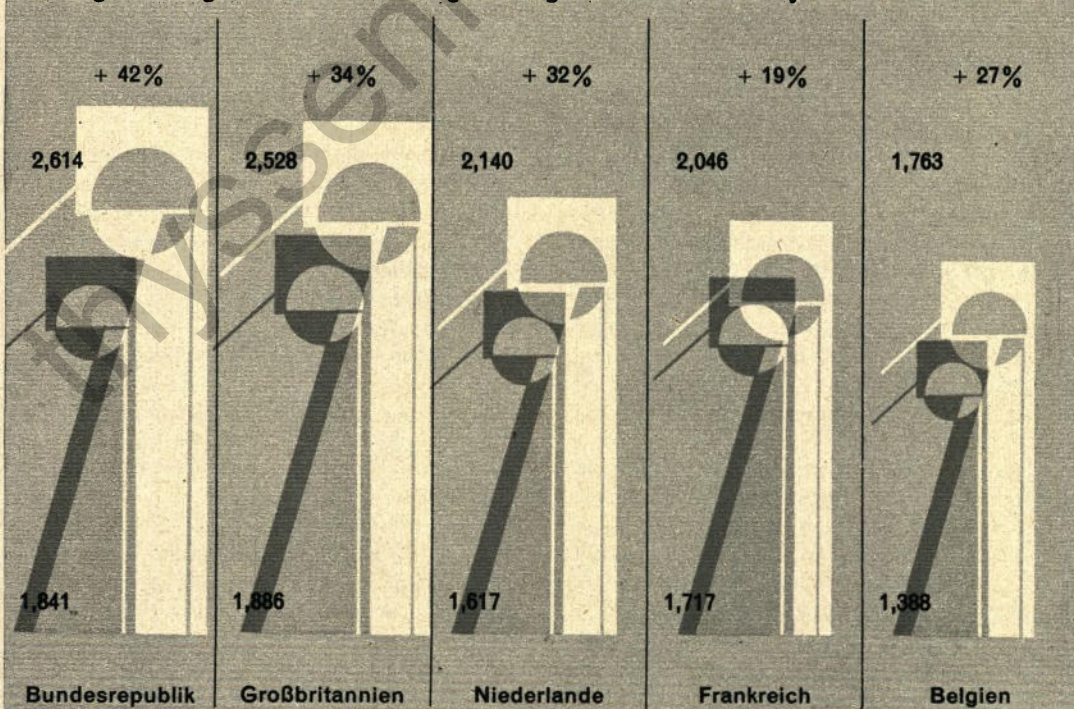
keit begleitet sein. Wir müssen uns auch bald entscheiden, wie einschneidend unsere eigenen Maßnahmen sein müssen. Das Wort hat aber zunächst die Bundesregierung.“

Erfolgreich rationalisiert

Bergwerksdirektor Bergassessor a. D. Gerd Winkhaus, Vorstandsvorsitzender des Steinkohlenbergbauvereins, zeigte auf, wie und in welchem Maße es dem westdeutschen Steinkohlenbergbau gelungen sei, seine Betriebe zu rationalisieren und welche Aussichten in Zukunft noch bestünden. Mit der Schichtleistung



Untertageleistung im Steinkohlenbergbau in geförderten Tonnen je Mann und Schicht



▲ Auch auf diesem Steinkohlentag waren Bundes- und Landesregierung vertreten. Unser Bild zeigt links Verkehrsminister Dr. Seehofer und rechts von Dr. Burckhardt Ministerpräsident Dr. Meyers; ganz rechts Bankier Hermann J. Abs. Vorsitzender des Aufsichtsrates der DHHU

◀ Unsere grafische Zeichnung vermittelt einen Überblick über den Anstieg der Untertageleistung in Westeuropa von 1959 (grauer Förderturm) bis 1964 (weißer Förderturm) in Tonnen verwertbarer Förderung pro Mann und Schicht

unter Tage, so sagte er, die seit Mai 1959 bis August 1965 um 45 v. H. auf 2,7 Tonnen verwertbarer Förderung je Mann und Schicht gestiegen sei, stehe der deutsche Bergbau an der Spitze aller westeuropäischen Kohlenländer einschließlich Großbritannien. Er warnte jedoch vor einer Überschätzung der überbetrieblichen Rationalisierung, zu der Felderbereinigung, Zusammenfassung von Betrieben zu großen Produktionseinheiten und Unternehmenskonzentration gehören. Dadurch, daß die Steigerung der Produktivität in den vergangenen sechs Jahren höher als die der Gesamtwirtschaft gewesen sei, habe man das Preisniveau der

Eisenhüttentag 1965

Kohle – gemessen an der Entwicklung des allgemeinen Lohn- und Preisniveaus – stabil halten können. Zu den Voraussetzungen dafür, diese Erfolge fortsetzen zu können, gehörte die bleibende Unterstützung der Forschungs- und Entwicklungsarbeit, die die Basis für die Technik von morgen sei.

Wirtschafts- und Finanzpolitik

Bankier Hermann Josef Abs unterstützte in seinen Ausführungen über Wirtschafts- und Finanzpolitik nachdrücklich die Auffassung der Bergleute, der Staat habe sich verantwortlich den Problemen des Bergbaus anzunehmen. Aus der Teilung Deutschlands habe sich, so stellte er heraus, für die Bundesrepublik ein gewisses Maß von politischer Abhängigkeit ergeben. Diese Lage könnte durch eine wachsende Abhängigkeit in der Energieversorgung verschärft werden. Wenn die Energieeinfuhr in den nächsten Jahren einen negativen Zahlungsbilanzsaldo in der Größenordnung von 5 bis 10 Mrd. DM verursachen sollte, müßte dieser Frage auch im Hinblick auf die deutsche Zahlungsbilanz besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Die deutsche Zahlungsbilanz weise ohnehin bereits eine Reihe von Fehlbeiträgen auf, während auf der anderen Seite nicht alle Deviseneinnahmen einen stetigen Charakter hätten.

Auf die Finanzierungsprobleme des Bergbaus eingehend, betonte Hermann J. Abs, daß es wichtig sei, die Ertragsfähigkeit des Bergbaus für die Gewinnung von privaten Finanzierungsmitteln zu erhalten. Es sei falsch, bei der Bewertung der beleihungsfähigen Aktiva der Zechen das Untertagevermögen nicht anzuerkennen. Falls ein Untertagevermögen wertlos würde, würden auch die dazugehörigen Übertageanlagen ihren Wert verlieren. Die Aufnahme von langfristigem Kapital dürfe dem Bergbau nicht ohne Not erschwert werden.

Zur Mitbestimmung

Zum Schluß nahm Hermann Josef Abs auch noch mit einigen Sätzen zur qualifizierten Mitbestimmung Stellung, die er aus seiner Tätigkeit als Vorsitzender des Aufsichtsrates der Dortmund-Hörder-Hüttenunion und als sogenannter elfter Mann dieses Aufsichtsrates seit länger als einem Jahrzehnt kennt. Die „Welt“ berichtete darüber (Nr. 252 vom 29. 10. 1965): „Eine qualifizierte Mitbestimmung in der Montanindustrie ist nach Abs von drei Voraussetzungen abhängig: Erstens müßten die Partner von einer echten Achtung des anderen durchdrungen sein. Zweitens müsse die Bereitschaft bestehen, den anderen mit besseren Argumenten zu überzeugen und sich aber auch von den besseren Argumenten des anderen überzeugen zu lassen und die besseren Argumente zu akzeptieren. Dritte Voraussetzung sei, daß die zu treffenden Beschlüsse nicht von außen vorgeschrieben werden. Eine Lösung dieses Problems sei noch nicht erkennbar. Die Mitglieder der Aufsichtsräte der qualifizierten Mitbestimmung unterliegenden Unternehmen müßten sich aus eigenem Gewissen, eigenem Können und eigener Erkenntnis selbstverantwortlich zu einer Entscheidung durchringen.“

Am 18. und 19. November versammelten sich in Düsseldorf über 5000 Stahlfachleute, darunter 250 Besucher aus 32 europäischen und außer-europäischen Ländern, zum diesjährigen Eisenhüttentag. Zu den zahlreichen Gästen gehörten Vertreter der Bundesministerien und Landesministerien, der diplomatischen und konsularischen Korps, der Hohen Behörde der Montanunion, der Europäischen Atomgemeinschaft und Wissenschaftler von Hochschulen und Forschungsinstituten. Nach den Fachsitzungen am ersten Tag standen in der Hauptsitzung am 19. November die Ausführungen von Professor Dr. Hermann Schenck, dem Vorsitzenden des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute, im Mittelpunkt.

ständigen für das Jahr 1970 auf rund 160 Kilogramm je Einwohner eingeschätzt, das entspricht einer Weltstahlerzeugung von etwa 550 Millionen Tonnen.

Man sollte sagen, daß dieser Markt genügend groß sei, um alle Industrien zu beschäftigen. Dabei sollte man aber nicht übersehen, daß zwei der größten Völker, nämlich China und Indien, sich Mühe geben, auf die Dauer Selbstversorger zu werden, und ihre Märkte mehr und mehr vor Importen zu verschließen.“

Ein Wettkampf wie nie zuvor

Der mit der steigenden Erzeugung verbundene Verfall der Preise, so fuhr Professor Schenck



„Dem oberflächlichen Optimisten wird die Lage der eisenschaffenden Industrie kaum Bedenken bereiten“, so begann Professor Schenck seinen Vortrag, „denn in der Presse und von einigen Gesellschaften wurde darauf hingewiesen, daß das zu Ende gegangene oder auslaufende Geschäftsjahr eine bessere Beschäftigung brachte als das vorangegangene. Tatsächlich erfuhr ja die Stahlerzeugung im Jahre 1964 gegenüber dem Jahr 1963 einen beachtlichen Auftrieb. Verfolgt man aber die Erzeugung über zehn oder fünfzehn Jahre zurück, dann wird deutlich, daß der Aufschwung von 1964 nach einem mehrjährigen Rückfall nur ein schwacher Ausgleich war.“

In den vergangenen Monaten hätten die Auftragseingänge die hohen Erzeugungszahlen in den Ländern der Montanunion nicht mehr rechtfertigen können. Der Hohen Behörde sei es mit ihren Empfehlungen nicht gelungen, in ihrem Bereich die Erzeugungsmengen mit den Auftragseingängen abzustimmen. Auch in den anderen maßgebenden Industrieländern außerhalb der Montanunion habe die steigende Produktion angehalten.

„Der Weltstahlbedarf wird von den Sachver-

fort, habe zu einem Wettkampf der Preise und der Kosten geführt, der in seiner Schärfe in dieser Industrie seit Jahren fremd geworden sei. Mit dieser Situation fertig zu werden, verlange technische, wirtschaftliche und politische Entschlüsse.

Die hüttenmännische Technik habe nach dem Kriege zwar außerordentliche Schritte zur Verbilligung und Verbesserung der Erzeugnisse gemacht; sie seien aber allen Industrieländern zugute gekommen. Er nannte als Beispiel die Sauerstoffaufblaseverfahren, das Pelletieren, die Vakuumentgasung und den Strangguß. Was heute kostenmäßig den Ausschlag gebe, seien jene Erfahrungen und Erkenntnisse, die sich auf die Verfahrenstechnik, aber auch auf die zweckmäßigste Anlage des Betriebes oder seine Einordnung in den ganzen Hüttenwerkskomplex beziehen.

Da den Problemen der Brennstoff- und Energieversorgung der eisenschaffenden Industrie ein eigener Vortrag gewidmet war, ging Professor Dr. Schenck nur kurz auf diese Fragen ein. Er sagte: „Der vor drei Wochen abgehaltene Steinkohlentag hat die Misere unseres Bergbaus und die Notwendigkeit einer entschlußvollen Ener-

Die Kosten werden härter

giepolitik offengelegt. Ich will mich hier nur auf den wiederholten Hinweis beschränken, daß uns der Hochofen als Basis einer gesunden Eisenindustrie noch auf viele Jahre hinaus unentbehrlich sein wird. Gewiß sind einige Verhüttungsverfahren entstanden, die Eisenerz auf der Basis von Erdöl oder Erdgas zu einem guten Einsatzschrott umwandeln und diesen Zweck auch zu annehmbaren Kosten erfüllen können, wenn die Kohlenwasserstoffe hinreichend billig sind. Aber die für den Stahlwerksbetrieb unentbehrliche Herstellung von Roheisen ist heute noch eine Aufgabe, bei der der Kokshochofen vorläufig nicht zu schlagen ist, auch wenn sie die Koks-kohle von weit her herantransportieren müssen. Ob wir mit diesen einen Wettbewerb hinsichtlich der Verhüttungskosten aushalten können, hängt nur davon ab, welchen Kokspreis wir anzulegen haben."

Zu hohe Transportkosten

Nur ganz wenige Werke, die an den Küsten oder Großwasserstraßen liegen, so führte Dr. Schenck zu diesem Komplex aus, könnten den Vorteil nützen, die Auslandserze unmittelbar vom Seeschiff zum Hochofenbunker zu befördern; für viele bundesdeutsche Werke seien die Transportkosten zu einer schwerwiegenden Frage geworden, bei der Tarifierhöhungen schädliche Wirkungen haben könnten. Das beziehe sich nicht nur auf den Abtransport der Rohstoffe, sondern auch auf die Ablauffrachten. Bei der Bundesbahn müßten auch bei der schlechten finanziellen Lage durch gute Organisation Tarifgestaltungen möglich sein, die der Wettbewerbslage der Frachtkunden Rechnung tragen, ohne bei der Bahn das Prinzip der Kostendeckung anzutasten.

Bei allen Hinweisen der Industrie sei nicht daran gedacht worden, die Bahn weiter ins Defizit zu bringen; man denke vielmehr an vernünftige Entschlüsse, wie Verringerung des Personalaufwandes, Stilllegung unrentabler Nebenstrecken und Konzentration auf den Verkehr zwischen Knotenpunkten.

Die Verkehrspolitik bedürfe einer ähnlichen Aufmerksamkeit unserer Parlamentarier wie die Energiepolitik. Von ihr würden in vielen Fällen die Investitionsentscheidungen abhängen, die die Werke zu einer Anpassung ihrer eigenen Umschlags- und Transporteinrichtungen an die ihnen angebotenen Zustellwege befähigen.

Selbsthilfe durch Zusammenarbeit

"Man kann der Eisenindustrie nicht den Vorwurf machen", so fuhr Professor Dr. Schenck wörtlich fort, "daß sie nach der Hilfe des Staates rufe. In allen Unternehmungen besteht zweifellos ein starker Wille zur Selbsthilfe durch technische und organisatorische Überlegungen und Entschlüsse. Was die Bemühungen der Technik in unserem Bereich zuwege brachten, das hat auch im vergangenen Jahr mit der Entwicklung der anderen Industriestaaten Schritt gehalten." Zu einem ungleich schwierigeren, aber auch bedeutungsvolleren Problem entwickeln sich die vor uns liegenden Neubauentscheidungen

im Hinblick auf unerwünschte Kapazitätsausweitung und die Zersplitterung von Erzeugungsprogrammen. Es besteht kein Zweifel, daß die Anpassung an die Kostenlage vieler unserer Wettbewerber dringend ein Zusammenlegen der Erzeugungsstätten erfordert. Es bleibt bei der Empfehlung, alle wünschenswerten Bauvorhaben unter dem Gesichtspunkt der Zusammenarbeit mit anderen Unternehmungen zu überprüfen. Enge Verflechtungen bieten mit großer Wahrscheinlichkeit noch die beste Möglichkeit, auch einem wachsenden Druck der Konkurrenz erfolgreich Widerstand zu leisten." Bei der Behandlung der Stahlpreise, die die Herstellungskosten bald kaum noch decken werden, wandte er sich den Personalkosten zu und sagte: "Es läßt sich nicht aus der Welt schaffen, daß in erster Linie die Aufwärtsentwicklung der Löhne den ersten Sachverhalt geschaffen hat, der uns bei Auseinandersetzungen mit der Auslandskonkurrenz in eine nachteilige Lage bringt. Es muß deutlich gesagt werden, daß keine wesentlichen Rationalisierungserfolge zu erkennen sind, mit denen das Anwachsen der Personalkosten so aufgefangen werden kann, daß die Unternehmungen ohne Schaden davonkommen."

"Der hohe Lebensstandard unseres Volkes", so schloß Professor Dr. Schenck, "wurde dadurch erkaufte, daß ihm vor vielen Jahren einmal keine Arbeit zuviel war. Wir müssen aber das historische Phänomen erkennen, daß Wohlstand und Glück die Eigenschaft haben, zu demoralisieren und sich selbst aufzuheben, es sei denn, daß immer wieder der Schweiß vor den Erfolg gesetzt wird. Im Vergleich zu den Ländern der Montanunion haben wir die kürzeste tarifliche Arbeitszeit von 42 Stunden je Woche. Die dynamische Sozialpolitik, auf die wir so stolz sind, wird nicht ohne angemessene soziale Gegenleistung auskommen, wenn keine Fehlbilanz zu Lasten der wertschöpfenden Arbeit entstehen soll."

Wandel in der Energieversorgung

In seinem Vortrag über "Die Brennstoff- und Energieversorgung der eisen-schaffenden Industrie" behandelte Professor Dr. P. Rheinländer, Salzgitter, den Strukturwandel der europäischen Energiewirtschaft und nannte das Vordringen von Öl und Erdgas gegenüber der Kohle und neue Möglichkeiten der Stromerzeugung im Brennstoffelement oder durch Ausnutzung der Atomenergie. Der Wandel führe in der eisen-schaffenden Industrie zu weittragenden Folgen für die Kosten, die Wettbewerbslage der Hütten untereinander und die Standortfrage. Der hohe Brennstoffkostenanteil an den Gesamtkosten habe die Ingenieure der Stahlindustrie zu besonderen Anstrengungen zur Senkung des Wärme- und Energieverbrauches veranlaßt.

Als Beispiel nannte er: "Der Koksverbrauch zur Erzeugung einer Tonne Roheisen ist von 1000 Kilogramm in den vierziger Jahren im Durchschnitt auf 600 bis 700 Kilogramm gesunken. Eine weitere Senkung des Koksverbrauches wird durch Verwendung von Öl und Erdgas im Hochofen erwartet, die vorläufig aus technischen Gründen allerdings nur in begrenztem Umfang möglich ist. Der Steinkohlenkoks bleibt

also, wenigstens in den nächsten Jahren, der wichtigste Brennstoff der Stahlindustrie."

Auch im Stahl- und Walzwerk sei durch die Entwicklung neuer Verfahren, besonders des Sauerstoff-Aufblas-Verfahrens, der Wärme- und Energieverbrauch erheblich gesunken. Er werde größtenteils durch das Gichtgas des Hochofens gedeckt. Den anderen Teil lieferte früher der feste Brennstoff, insbesondere die Steinkohle. Diese sei in den Stahl- und Walzwerken inzwischen fast vollständig durch Öl und in geringerem Ausmaß auch schon durch Erdgas verdrängt. Hier stünden der Einführung dieser Brennstoffe, im Gegensatz zum Hochofenbetrieb, keine technischen Schwierigkeiten im Wege.

Der wichtigste Brennstoff für die Hütte, so betonte Professor Dr. Rheinländer, bleibe zunächst der Steinkohlenkoks. Er sei an der Ruhr teurer als bei anderen europäischen Hütten, die an der Küste billigere amerikanische Kohle kaufen. Die unterschiedlichen Preise für festen Brennstoff führten zu einer Verschiebung der Wettbewerbsverhältnisse der Hütten innerhalb der Montanunion.

"Der Koks ist beim heutigen Stand der Technik im Hochofen nicht oder nur zum geringen Teil durch andere Brennstoffe zu ersetzen. Die deutsche Stahlindustrie muß deshalb mindestens für diesen Brennstoff weltmarktgemäße Preisvoraussetzungen erhalten, sei es durch Fortfall des Zolles für amerikanische Kohle oder durch Senkung des Ruhrkohlenpreises, wenn sie in der Montanunion und im Weltmarkt wettbewerbsfähig bleiben soll. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie auf Grund der alten Verbundenheit zwischen Kohle und Stahl den zweiten Weg vorziehen würde."

Allgemeiner Schluß und Ehrungen

Wie in den Vorjahren, so bildete auch bei diesem Eisenhütten-tag ein Vortrag allgemeinen Inhaltes den Abschluß. Professor Dr. F. K. Dörner, Münster, gab in seinem Vortrag "Kleinasien - Ursprungsland des Eisens?" einen Bericht über Ausgrabungen in Kommagene. Der Vortragende führte seine Zuhörer zunächst auf die Höhe des Nemrud Dag, einem 2150 Meter hohen Gipfel im östlichen Antitauros und gab danach einen Querschnitt durch die bisher bei den Ausgrabungen in der von ihm entdeckten Königsresidenz von Arsameia am Nymphenfluß erzielten Ergebnisse.

Die Carl-Lueg-Denk Münze des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute erhielten in diesem Jahr Professor Dr. John Chipman, Massachusetts Institute of Technology Department of Metallurgy, Cambridge (USA), für seine Verdienste auf dem Gebiete der Anwendung naturwissenschaftlicher Gesetze auf metallurgische Probleme der Hüttenwerke, und Hütten-direktor Dr. Arthur Tix, Vorstandsmitglied der Bochumer Verein für Gußstahlfabrikation AG, als Anerkennung für seine Verdienste um die Fortentwicklung der Eisenhütten-technik.

Fachvorträge von Hoesch-Mitarbeitern

Der Hauptsitzung waren am Vortage die Fach-sitzungen in verschiedenen Themengruppen vorangegangen. Dabei hielten auch Hoesch-Mitarbeiter der Westfalenhütte Fachvorträge. In der Gruppe "Wärme- und Betriebswirtschaft" sprach Dipl.-Volkswirt Wilhelm Scholler zum Thema "Wirtschaftliche Betriebsführung mit Hilfe der Richtkostenrechnung" und in der Gruppe "Hochofengebiet" behandelten Dipl.-Ing. Helmut Wysocki und Dipl.-Ing. Ulf Pückoff das Thema "Bewegungs- und Verbrennungsvorgänge vor den Blasformen eines Hochofens."



Einer,
der
für
viele
steht

Menschen
wie
du
und
ich

In dieser Aufsatzreihe stellen wir unseren Lesern aus der Vielzahl der in unseren Werken und Verwaltungen ausgeübten Berufe und Tätigkeiten Menschen vor, die stellvertretend für ihre Arbeitskollegen stehen. Nachdem wir 1964 zwölf verschiedene Berufe vorgestellt haben – den Hochöfner, den Hauer, die Laborantin, den Ausbilder, den Seilermeister, die Stenotypistin, den Betriebsdirektor, den Elektrohauer, den Schmied, den Forschungsassistenten, den Kaufmann und den Walzer –, setzten wir unsere Reihe 1965 mit dem Schachtschmied, dem Matrosen, dem Maschinenschlosser, dem Former, dem Konstruktionstechniker, dem Lokführer, dem Fertigungsingenieur, dem Ofenmaurer, dem Werkzeugmacher, dem Lackierer und dem Kontrolleur fort.

„Mittelkräftiger Körperbau, gesunde Atmungsorgane, gutes Gehör, feines Tastgefühl, schnelle Reaktionsfähigkeit, rechnerische und zeichnerische Fähigkeiten“ – das sind laut Großem Brockhaus die körperlichen und geistigen Voraussetzungen für einen Jungen, der entschlossen ist, den Dreherberuf zu erlernen.

Otto Blass erfüllte alle Bedingungen bis auf eine – mit dem „mittelkräftigen Körperbau“ haperte es bei ihm. Als er 1937 aus der Schule kam und – wie alle seine Freunde – Dreher werden wollte, war er den Lehrherren, bei denen er sich vorstellte, zu klein und zu schwach. Das gab sich allerdings schnell, denn bald nachdem ihn eine Hagener Apparatefabrik auf Grund seiner Hartnäckigkeit doch noch in die Lehre genommen hatte, begann er in die Höhe zu schießen. Drei Jahre später – zum Abschluß seiner Lehrzeit – beherrschte er daher nicht nur die „Bearbeitung von Maschinen-, Werkzeug- und Apparate teilen auf spanenden Werkzeugmaschinen“, sondern war zugleich 1,83 Meter groß geworden.

Inzwischen war der Krieg ausgebrochen, und Otto Blass blieb nicht viel Zeit, seine gerade

erworbenen Fähigkeiten zu üben. Er wurde Soldat und fand auch 1946, als er in seine Heimatstadt Hagen zurückkehrte, nicht gleich in den erlernten Beruf zurück, sondern arbeitete zunächst zwei Jahre bei der Eisenbahn. Erst Anfang 1949 trat er in die Werkzeugmacherei des Werkes Grüntal der Schmiedag ein, machte sich dort nach dem Drehen auch gründlich mit dem Fräsen vertraut und stand bald danach an einer für die Fertigung von Lehren hergerichteten Bohr-, Dreh- und Fräsbank.

Heute ist es gar nicht so einfach, den Arbeitsplatz von Otto Blass zu finden. Zunächst führt der Weg an den kaum überschaubaren Reihen von Dreh-, Fräs-, Bohr- und Schleifmaschinen in der mechanischen Werkstatt des Werkes Grüntal vorbei, an denen Zubehöerteile für die Kraftfahrzeugindustrie, für den Bergbau, für die Eisenbahn, für die Landwirtschaft und für die Armaturenindustrie bearbeitet werden. Durch eine Glaswand abgetrennt ist die Werkzeugmacherei, in der die Werkzeuge für diese Produktionsmaschinen entstehen. Wer durch sie hindurchgeht, findet am Hallenrand erneut einen abgesonderten Raum: hier steht das große Lehrenbohrwerk, an dem Otto Blass seit acht Jahren arbeitet.

Diese raumausfüllende Maschine, auf der auf ein zweihundertstel Millimeter genau Löcher, Nuten und Aussparungen gebohrt, gedreht und gerieben werden, muß der gleichzuhaltenden Temperatur wegen – wie Otto Blass erläutert – in einem eigenen Raum stehen: Schon eine Schwankung von wenigen Grad beeinträchtigt die Genauigkeit der Arbeitsvorgänge.

An dieser Maschine also bearbeitet Otto Blass einzelne Teile der Werkzeuge, die von den Werkzeugmachern später zu einem Ganzen zusammengefügt werden. Als wir ihn besuchen, ist er gerade dabei, verschieden große und über die ganze Fläche einer dicken Stahlplatte verteilte Löcher zu bohren. An der Wand hängt die Zeichnung, nach der er die Abstände der Löcher voneinander ausgerechnet hat. Er hat eine lange

Der Dreher

Liste mit diesen Zahlen gefüllt und wählt nun auf seiner Maschine die ersten beiden Ziffern, die – nach oben und zur Seite – die Entfernung zum nächsten Loch in hundertstel Millimetern ausdrücken. Darauf genügt ein Knopfdruck, und der schon eingespannte Bohrer wandert über die Stahlplatte zum vorgegebenen Arbeitspunkt. Nun stellt Otto Blass die Bohrgeschwindigkeit und den Vorschub ein – er richtet sich dabei nach der Härte des Stahls und nach der Größe des zu bohrenden Loches – und legt fest, wann sich die Maschine automatisch abzuschalten hat.

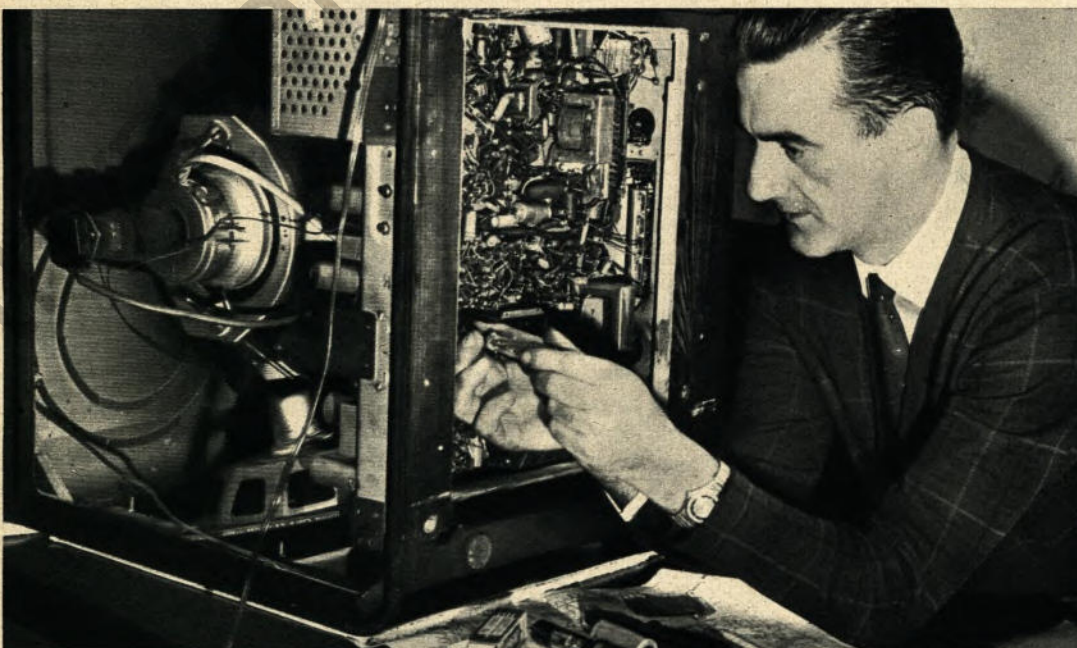
Wenige Minuten später ist das Loch gebohrt. Otto Blass wechselt den Bohrer gegen einen Drehstahl aus und kontrolliert dabei, ob das gewünschte Maß eingehalten ist. Um höchste Genauigkeit zu erreichen, spannt er nach dem Drehstahl noch die „Reibahle“ ein. Wieder kreist der Stahl, und nun sind die abgehobenen Späne mit bloßem Auge kaum noch zu erkennen, während sie beim Drehen eben noch wollfadendick und zuvor beim Bohren stark wie ein Finger waren.

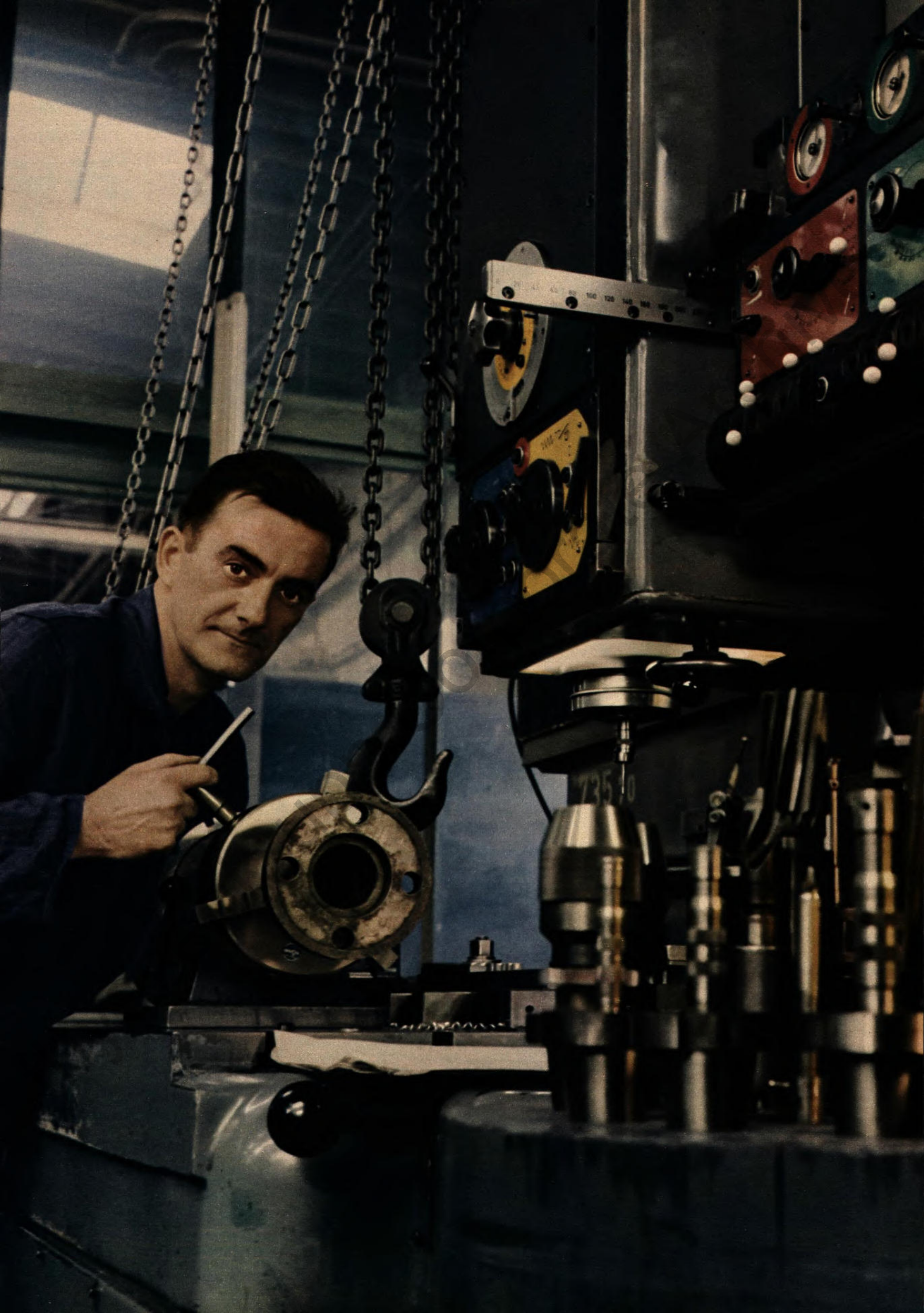
Kein Teil, das Otto Blass hier bearbeitet, ist dem andern gleich: manche sind kaum handtellergrößer und nur wenige Millimeter dick, andere wiegen zwei Tonnen und haben eine Stärke von einem halben Meter. Wie unterschiedlich die Teile aber auch sind – für die Bearbeitung jedes einzelnen sind Materialkenntnis, technisches Verständnis und äußerst genaue Ausführung unerlässlich.

Doch Sachkenntnis und Gewissenhaftigkeit sind für jeden guten Dreher eine Selbstverständlichkeit. Und Otto Blass ist die Genauigkeit ebenso angeboren wie der Drang, allen Dingen auf den Grund zu gehen. So gibt es beispielsweise kaum ein technisches Gerät im Haus, das er nicht in seiner Freizeit auseinandergenommen und wieder zusammengesetzt hat. Kürzlich überraschten ihn sogar seine Frau und seine beiden Töchter – Heidrun ist 20 Jahre alt und Verkäuferin, Karin 14 und künftige Friseurin –, als er mit dem Kopf im Fernsehgerät verschwunden war und die Eingeweide des Apparates den ganzen Tisch bedeckten. „Das kriegst du nie wieder zusammen!“ war die einhellige Meinung der drei Frauen. Aber sie irrten. Otto Blass spielt ja nicht auf gut Glück mit den Dingen: seine liebste Lektüre sind naturwissenschaftliche Fachbücher – die er seit seiner Jugend systematisch durchstudiert – und mit deren Hilfe er schon schwierigere Probleme ergründete als die Wirkungsweise eines Fernsehgerätes.

► Seit acht Jahren arbeitet Otto Blass an dem großen Lehrenbohrwerk, an dem er auf ein zweihundertstel Millimeter genau Löcher, Nuten und Aussparungen bohrt, dreht und reibt

◄ „Das kriegst du nie wieder zusammen!“ meinte Frau Blass, als ihr Mann auch das Fernsehgerät zerlegte. Aber er schaffte es doch – wie bei allen anderen technischen Geräten, die er aus Wissensdurst auseinandergenommen hat







Die Steckenpferde traben



Zur Eröffnung
des Hoesch-
Steckenpferdturniers 1965

Als am 16. Oktober 1965 gegen elf Uhr die ersten Besucher des Steckenpferdturniers das Ausstellungszelt am Dortmunder Hoeschplatz betraten, verschwand unbemerkt durch den Notausgang am anderen Zeltende die kleine Gruppe derjenigen, die die Ausstellung aufgebaut hatte.

Sauber ausgerichtet standen die Wände mit den Ölbildern, Aquarellen, Zeichnungen und Drucken. Der lange Mast der Segeljolle streckte sich bis wenige Zentimeter unter den Zeltfirst. Gut beleuchtet glänzten die Emaillearbeiten in den Schaukästen. Die Flügel der Windmühle kreisten, und von der Amateurfunkstation rauschte und piff es. Blank geputzt lagen die Glasplatten über den Stein-, Münzen- und Briefmarkensammlungen, und die Podeste mit den Plastiken, Leuchten und Holzarbeiten standen an ihrem Platz.

Elftausend Besucher allein in Dortmund

Für weit über tausend Ausstellungsstücke war

nun der Augenblick gekommen, dem liebevollen wie dem kritischen Blick der Steckenpferdritter, ihrer Familie, Arbeitskameraden und Freunde standzuhalten. Wir, die die Freizeitarbeiten entgegengenommen und jedem einzelnen Stück einen guten Platz zu geben versucht hatten, waren nicht bange.

Immer wieder hatten wir uns über die Schönheit, Güte und Eigenständigkeit der eingesandten Arbeiten gefreut. Ohne Zweifel war hier der Einfluß des Wettbewerbs zu spüren, den wir mit jeder Ausstellung verbunden hatten und der den Steckenpferdreitern Anreiz geben soll – unterstützt durch das Urteil der Preisrichter, das immer der eigenschöpferischen Arbeit den Vorzug gegeben hat – „Mut zu sich selbst zu finden, zu der von fremden Vorbildern möglichst freien, selbständigen Leistung.“

Waren wir auch vor der Eröffnung schon gewiß, daß unsere Ausstellung kritische Blicke nicht zu scheuen brauchte, so stand doch noch offen, ob sie genügend Besucher anziehen und damit ihren wichtigsten Zweck erfüllen würde. Denn darum ging es doch vor allem: diejenigen Belegschaftsmitglieder aufzurufen und anzuregen, die noch abseits stehen und vielleicht nur nicht den Mut zu einer der unzählbaren Freizeitbeschäftigungen gefunden haben.

Inzwischen wissen wir, daß das Interesse für das vierte Hoesch-Steckenpferdturnier unsere Hoffnungen weit übertroffen hat. Allein in Dortmund konnten wir fast 11000 Besucher zählen, in Bockum-Hövel waren es 3000 und in Hagen 1200. Wieviel Schaulustige in Hohenlimburg, Dorsten und Altenessen noch hinzukommen, werden wir in einer Rückschau im Februar berichten.

194 Steckenpferdreiter mit über 1000 Arbeiten

Doch schon die Eröffnung am 16. Oktober durften wir als gutes Vorzeichen für den Erfolg der Ausstellung nehmen. Viele Gäste waren der Einladung gefolgt: Steckenpferdreiter, die es möglich gemacht hatten, an diesem Tag dabei zu sein; Vertreter der Stadt Dortmund, der Gewerkschaften, der Presse und der Geschäftsführungen und Betriebsräte unserer Werke und Gesellschaften.

Dr. Harald Koch, der sie alle herzlich willkommen hieß, begrüßte ganz besonders auch Frau Koehn, die Witwe unseres im vorigen Jahr verstorbenen Bergbau-Pensionärs Hans Koehn, der mit seinen Ölbildern 1958 den ersten und 1962 den zweiten Preis errungen hatte.

Zu Beginn seiner Ausführungen gab Dr. Koch einen Überblick über die von Mal zu Mal gestiegene Zahl der Teilnehmer an unseren Steckenpferdwettbewerben. 1955 begann die Reihe unserer Ausstellungen mit 50 Belegschaftsmitgliedern und 350 Arbeiten. 1958 folgten dem Aufruf bereits 125 Mitarbeiter mit 600 Arbeiten. 1962 zählten wir 178 Teilnehmer und 900 Ausstellungsstücke, und in diesem Jahr tummeln sich 194 Steckenpferdritter auf dem Turnierplatz mit weit über 1000 Freizeitarbeiten. 79 Teil-

► Franz Klekawka gelang es, auf diesem Bild – das mit einer Zeche und einer Kleingartenanlage ein alltägliches Motiv aus dem Ruhrgebiet wiedergibt – die Welt der Arbeit und die Welt der Freizeit wie zu einem Sinnbild für unser Steckenpferdturnier zu vereinigen. Klekawka erhielt für dieses Bild und für seine „Dörfliche Prozession“ den ersten Preis in der Gruppe Malerei



nehmer sind bei der Westfalenhütte, 37 im Bergbau und 68 bei der Weiterverarbeitung und im Handel beschäftigt. Zehn Rentner vervollständigen den Kreis der Ausstellenden. Als Preisrichter gewannen wir Frau Prof. Dr. Reichert, Professor an der Pädagogischen Akademie Dortmund; Frau Dr. Reygers, Leiterin des Dortmunder Ostwall-Museums; Otto Burrmeister, Kulturreferent des Deutschen Gewerkschaftsbundes und Gestalter der Ruhrfestspiele; Dipl.-Ing. Koellmann, Leiter der Werkkunstschule Dortmund; Prof. Dr. Kaiser, Leiter des Dortmunder Institutes für Spektrochemie und Vorsitzender der Freunde neuer Kunst in Dortmund; und zum erstenmal auch Thomas Grochowiak, den Leiter der Städtischen Museen Recklinghausen und Gestalter der Ruhrfestspielausstellungen.

Unser Verhältnis zu Arbeit und Muße

Nachdem Dr. Koch das Preisgericht vorgestellt hatte, wandte er sich in seiner Ansprache dem Sinn und dem Zweck dieser Ausstellung und damit unserem Verhältnis zu Arbeit und Muße überhaupt zu. Zunächst erinnerte er an Ernst

zwischen 5 und 9 Jahren jeden Tag abwechselnd mit meiner um ein Jahr jüngeren Schwester meinem Vater das Mittagessen gebracht. Und ich bin dabeigestanden, wie mein Vater sein Mittagessen, an eine Maschine gelehnt oder auf eine Kiste gekauert, aus dem Henkeltopf in aller Hast verzehrte, um mir dann den Topf geleert zurückzugeben und sofort wieder an die Arbeit zu gehen."

Woher – so fragt Dr. Koch – sollten Menschen, die täglich 14, 15 Stunden arbeiteten, die Kraft und den freien Atem nehmen, um an den Gütern der Kultur teilzuhaben? Sei für sie die freie Zeit nicht nur die allernotwendigste Zeit gewesen, um sich für den nächsten Arbeitstag einigermaßen zu erholen? Habe nicht für diese geplanten, nie zu sich selbst kommenden Menschen das Bibelwort gegolten: „Wenn ihr alles getan habt, was ihr zu tun schuldig seid, so sprecht: wir sind unnütze Knechte, wir haben nur getan, was wir zu tun schuldig sind"? Dieses Wort bedeute doch wohl nicht mehr und nicht weniger, als daß die Arbeit allein – so wichtig sie für die Sinnerfüllung des Lebens sein mag – nicht den ganzen Menschen ausmache.

die Menschen damals wenigstens noch mit ihrem Beruf identifizieren; sie waren ganz Tischler, ganz Schlosser, ganz Bauer, ganz Kaufmann. Das moderne Maschinenzeitalter aber, das schon Goethe in seinen schlaflosen Nächten ängstigte, hat dieses Berufs- und Lebensgefühl grundlegend geändert." Dr. Koch erinnerte in diesem Zusammenhang an einige Sätze aus Schillers Briefen: „Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus. Ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelte er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft."

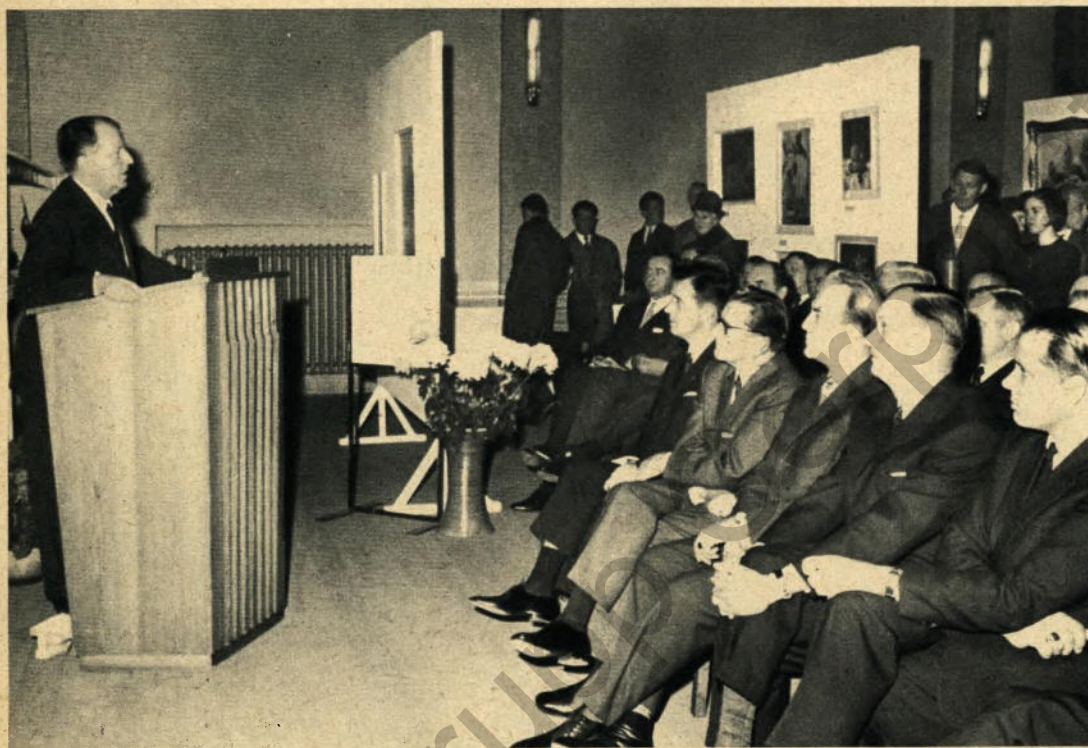
„Die Freizeit soll den Menschen wieder ganz machen“

„Sind diese Sätze“, fuhr Dr. Koch fort, „nicht wie auf uns gemünzt? Viel mehr vielleicht noch als auf Schillers eigene Zeit, in der es noch nicht Millionen Industriearbeiter und Büroangestellte gab, denen die weiter und weiter fortschreitende Arbeitsteilung und die jetzt erst so richtig einsetzende Automatisierung immer weniger das Gefühl des Ganzen zuteil werden lassen, an dem sie doch mitarbeiten und für das sie wie eh und je unentbehrlich sind? Solange immer mehr und mehr Menschen mechanisierte, fremdbestimmte, monotone Arbeiten ausführen müssen, die sie nicht mehr ganzheitlich erfassen – solange wächst die Bedeutung der Freizeit, weil sie dem einzelnen die Möglichkeit gibt, sich eine Welt aufzubauen, die ihm die Werte und Möglichkeiten vermittelt, die ihm in der industriellen Welt verlorengehen.“

Die Freizeit also soll den Menschen wieder ganz machen, weil ihn die arbeitsteilige Produktion zum Rädchen gemacht hat, zum Funktionär einer tausendfach aufgeteilten Leistung. „Der Sinn und Rhythmus des alltäglichen Daseins“, sagt Schelsky, einer der führenden Soziologen Deutschlands, „wird für den einzelnen immer mehr aus den Bereichen bestimmt werden, die außerhalb seiner Arbeit liegen.“ Der Mensch der industriellen Arbeitswelt bedarf also für die Verwirklichung seiner Existenz der Freizeit wie der Luft zum Leben. Die Freizeit gibt ihm den Spielraum zum menschlichen Sein, zur Pflege seiner eigenen individuellen Persönlichkeit. Denn: Hier ist er Mensch, hier darf er's sein!"

Mehr Geld oder mehr freie Zeit?

Nachdem Dr. Koch so eindringlich darauf hingewiesen hatte, welche Chance und Bedeutung die freie Zeit für jeden einzelnen haben kann, fügte er gleich die kritische Frage an, ob denn der Mensch die in jahrzehntelangen Kämpfen errungene Freizeit auch wirklich zu nutzen verstehe. „Ist die freie Zeit dem einzelnen wirklich innerer Gewinn geworden, oder vertreibt er sie nur oder schlägt er sie gar tot, wie unsere Sprache so anschaulich auszudrücken weiß? Die Suche nach der Antwort auf diese Frage beschäftigt heute viele Menschen. Soziologen und Pädagogen, Psychologen und Seelsorger rücken sie immer wieder in den Mittelpunkt ihrer Arbeit. Und auch wir haben sie uns gestellt und stellen sie immer von neuem mit jedem unserer Steckenpferdturniere. Wir können uns dieser Frage gar nicht entziehen, denn wenn es auch die wichtigste Aufgabe unseres Unternehmens ist, Kohle zu fördern und Eisen und Stahl zu erzeugen und zu verarbeiten, so darf doch ein so großes soziales Gebilde wie Hoesch auch den allgemeingesellschaftlichen Fragen und Verpflichtungen unserer Zeit nicht aus dem Wege gehen.“



▲ Dr. Harald Koch eröffnete die Ausstellung in Dortmund, in Bockum-Hövel und in Hagen. In seinen Ansprachen ging er auf Sinn und Zweck der Ausstellung und auf unser Verhältnis zu Arbeit und Muße ein. Unter den zahlreichen Gästen, die in Bockum-Hövel (unser Bild) zur Eröffnung erschienen waren, sehen wir (erste Reihe von links nach rechts): Stadtdirektor Heinz Förster, Bergwerksdirektor Bergassessor a. D. Erich Eichholtz, Bürgermeister Helmut Pytlík, Betriebsratsvorsitzender Erwin Förster und Betriebsdirektor Carl Heising

Berufs- und Lebensgefühl hat sich geändert

„Die Zeit“, sagte Dr. Koch, „in der Millionen und aber Millionen nichts anderes kannten als die zermürbende Tretmühle der Arbeit, gehört der Vergangenheit an, und wir weinen ihr keine Träne nach. Mit Recht sind wir stolz darauf, daß die Arbeitszeit in den letzten Jahrzehnten und vor allem auch in den letzten Jahren Schritt um Schritt verkürzt werden konnte. Das lassen Sie mich sagen, obwohl auch ich weiß, daß bei dem angespannten Arbeitsmarkt die anstehenden Arbeitszeitverkürzungen noch manche Sorge bereiten werden. Als Arbeitgeberverbände und Gewerkschaften sich auf die Verkürzung der Arbeitszeit einigten, konnten sie davon ausgehen, daß sie nicht auf Kosten des Wohlstandes des ganzen Volkes gingen – wie berufliche Schwarzseher oft genug meinten –, sondern daß sie mitgeholfen hat, die Produktivität zu steigern, an der wir den wirtschaftlichen Fortschritt messen können.“

Aber eine neue Gefahr tut sich auf, ebenso ernsthaft, ebenso bedrückend. Man braucht zwar nicht mehr 14, 15, 16 Stunden zu arbeiten wie der Vater Ernst Abbés. Doch konnten sich

Abbé, den Gründer der weltbekannten, wegweisenden Zeiss-Stiftung*, der in seiner Lebensgeschichte schreibt: „Mein Vater hat jeden Tag, den Gott werden ließ, 14, 15, 16 Stunden bei der Arbeit stehen müssen, 14 Stunden von morgens 5 bis abends 7 Uhr bei normalem Geschäftsgang, und zwar ohne Unterbrechung, selbst ohne Mittagspause. Ich selbst habe als Junge

* Ernst Abbé schuf 1889 die Carl-Zeiss-Stiftung, nach deren bahnbrechenden Statuten zum erstenmal die Arbeiter am Ertrag und an der Führung eines Unternehmens beteiligt wurden.

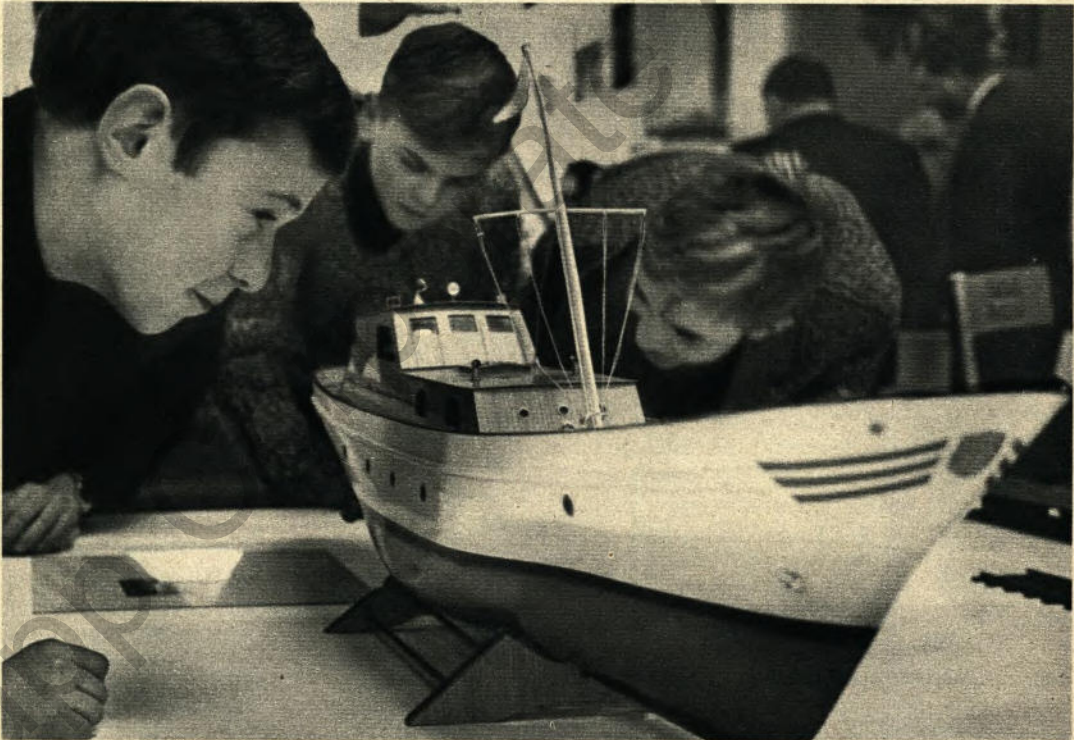
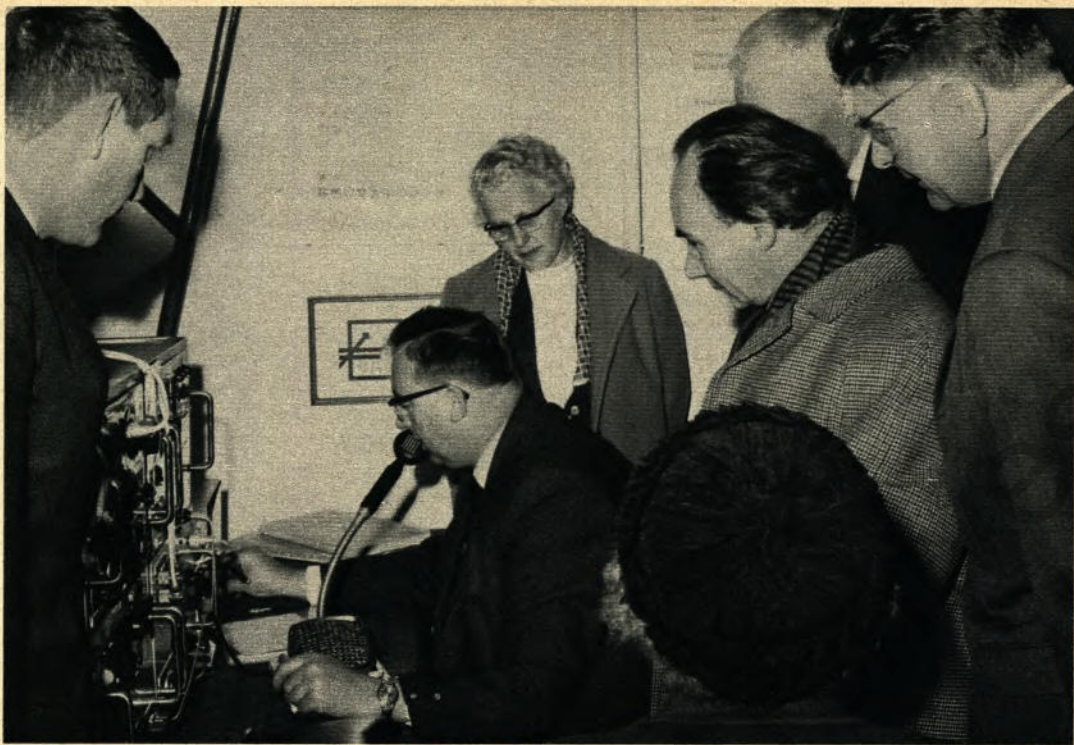
1 Schon Montag, den 18. Oktober, begutachteten die Preisrichter – wir stellen sie auf der nächsten Seite vor – die von 194 Belegschaftsmitgliedern und Rentnern eingesandten Ausstellungsstücke. Auf unserem Bild stattet die Jury Friedrich Maiweg (am Mikrofon) von der Westfalenhütte einen Besuch ab, dessen selbstgebaute Funk- und Sendestation ein besonderer Anziehungspunkt unserer Ausstellung ist

2 u. 3 In Dortmund (Bild 2) zählten wir nahezu 11000 Besucher, in Bockum-Hövel 3000 und in Hagen (Bild 3) 1200; wohl keiner von ihnen blieb unbeeindruckt von der Vielfalt der beteiligten Steckenpferde und der Qualität der ausgestellten Arbeiten

Fragen wir wiederum Helmut Schelsky, der vor einigen Jahren in der Auseinandersetzung um die beabsichtigte Arbeitszeitverkürzung darauf hingewiesen hat, daß der Mensch in der industriellen Gesellschaft in seiner Freizeit gar nicht wirklich frei sei, sondern nur einem anderen Zwang ausgesetzt werde. Während der Mensch unserer Tage in seiner Arbeitszeit unter der ‚Produktionsdisziplin‘ stehe, trete er in seiner Freizeit – so sagte Schelsky – unter den ‚Konsumterror‘. Diese Feststellung ist sicherlich überspitzt und – nach meiner festen Überzeugung – zu pessimistisch. Sie deckt aber zweifellos die größte Gefahr auf, die der freien Zeit droht: die Gefahr einer vom Konsumstreben beherrschten Lebensform, die das Wort Verzicht nicht kennt, und im Grunde nur von der Angst angeheizt wird: von der Angst, zu kurz zu kommen, hinter dem Nachbarn zurückzustehen, vom Kollegen überflügelt zu werden. Fraglos haben viele dem Konsumteufel ihre Seele verschrieben, aber es gibt auch die anderen, die sich Grenzen setzen, und die bewußt ihr Geltungsstreben zu beschränken wissen. Sie sind sogar in der Mehrzahl, darf man den jüngsten Umfragen trauen, denn auf die Frage: Was ist dir lieber, mehr Geld oder mehr freie Zeit?, entscheidet sich eine von Mal zu Mal zunehmende Mehrheit für die freie Zeit. Aber selbst wenn wir das Gefühl hätten, daß allzu viele mit der neugewonnenen Freizeit nur allzuwenig anzufangen verstünden, so sollten wir doch nicht vergessen, daß es schwer ist, etwas zu bewältigen, was man gerade erst gewonnen hat.“

„Laßt sie Mensch sein im Betrieb“

Außerdem werde, wie Dr. Koch betonte, die Antwort auf die Frage, wie der Mensch mit seiner Freizeit fertig werde, in einem gar nicht hoch genug einzuschätzenden Maße davon abhängen, ob und wie er Mensch sei an seinem Arbeitsplatz, in seinem Betrieb. „Nun werden Sie sagen: Welch ein Widerspruch zu dem Vorhergesagten! Sollte der Mensch im arbeitsteiligen Produktionsprozeß nicht ein ganz anderer sein – ein Rädchen, ein Handlanger? Und erst nach Arbeitszeitende ein Mensch mit allen seinen Möglichkeiten? Wenn ich davon sprach, daß die Gesetzlichkeit, die unumgängliche Entwicklung der industriellen Arbeitsweise dem Menschen an der Maschine, an der Taktstraße, an der Fertigungsline eine immer monotonere Arbeit aufzwingt, so zeigt das doch nur eine Seite des betrieblichen Arbeitslebens. Es hat in unseren immer mehr mechanisierten, immer mehr automatisierten Betrieben schon einen guten Sinn, dem dieser Entwicklung unterworfenen Menschen, damit er eben nicht zu einer bloßen Nummer werde, den mitmenschlichen Ausgleich dadurch zu geben, daß man ihm Mitverantwortung für das Ganze und damit Mitbestimmung auch am wirtschaftlichen Geschehen seines Betriebes überträgt. Daß das





nur über den Ausbau der Betriebsverfassung und der Unternehmensverfassung zu verwirklichen ist und nicht über das freundliche Schulklopfen und das patriarchalische Ansprechen, das sich in unserem großen Unternehmen von selbst verbietet, sollte langsam Gemeingut betrieblicher Erkenntnis werden. „Laßt sie Mensch sein im Betrieb“ hieß eine Sammlung von Vorträgen, die die Dortmunder Kommende und das Evgl. Haus Villigst veranstaltet haben. „Laßt sie Mensch sein im Betrieb“ – darum geht es, wenn wir von Mitbestimmung und Mitverantwortung sprechen. Sie allein können Last und Zwang monotoner Arbeit bannen; sie geben dem Dasein im Betrieb wieder Sinn, weil sie Teilhabe bedeuten am Schicksal der Arbeit, der eigenen und der der Kameraden und am Schicksal des Betriebes. Das aber ist die andere Seite des betrieblichen Arbeitslebens und des betrieblichen Zusammenlebens! Nur wenn die Problematik des Menschen am Arbeitsplatz gelöst ist, nur dann – und nun bin ich wieder beim Thema Freizeit – werden wir auch das Freizeitproblem befriedigend lösen können.“

Die Entscheidung auch über die Freizeit fällt am Arbeitsplatz

Dr. Koch wies darauf hin, daß Eberhard Müller, der Leiter der Evgl. Akademie Bad Boll, schon 1957 beim Europäischen Gespräch der Gewerkschaften das gleiche mit den Worten ausgesprochen habe: „Wer in seinem Betrieb keine Zusammengehörigkeit und keine Menschlichkeit kennt, wird sich schwer tun, sie in seiner Freizeit kennenzulernen. Denn es ist schwer, in der Freizeit aufzubauen, was in der Arbeitswelt abgebaut wird. Solange wir unter der These stehen: in der Arbeit geht's darum, daß wir hart und rasch verdienen, um dann um so mehr Gelegenheit zu haben, uns in der Freizeit auszuleben, werden wir bemerken, daß wir auch in der Freizeit nicht innerlich reicher werden.“

Wenn dem so ist, wie Müller sagt, dann werden wir an dem Verhalten des Menschen in seiner Freizeit erkennen, welche Stellung er als Mitarbeiter und als Mensch im Betrieb hat. Ist er nicht mehr, und weiß er nicht mehr, als was der klitzekleine Ausschnitt seines Arbeitsplatzes ihm vermittelt, nimmt er darüber hinaus nicht am betrieblichen Geschehen mitbestimmend, mitverantwortlich teil – dann wird auch die Freizeitbeschäftigung den also lädierten, den also halbierten Menschen nicht zusammenflicken können.

Jetzt erkennen wir auch, welche Bedeutung über das rein Betriebliche hinaus alle die Maßnahmen der Betriebe und Unternehmen haben, die jeder Mitarbeiter freiwillig nutzen kann, um sich fort- und weiterzubilden. Gerade diese Maßnahmen befähigen ihn, auch außerhalb des Betriebes seiner Freizeit-, seiner Feierabendbeschäftigung Sinn und Gehalt zu geben.

„Die Freizeit kann nur menschlich werden, wenn es der Demokratie gelingt, die Industriegesellschaft zu durchdringen. Andernfalls enden sie vielleicht beide übel“, sagte Walter Dirks einmal, uns von den Ruhrfestspielen ein alter Be-

kannter. Im Sinne dieser Worte meine ich, fällt die Entscheidung über die Freizeit in erster Linie am Arbeitsplatz und dann erst daheim. Und ist es nicht ein Glück, daß es so ist: daß wir die Möglichkeit haben, dem von der innerbetrieblichen Entwicklung gefährdeten Arbeitsinn wieder einen Gehalt zu geben? Das sollten sich alle sagen lassen, die in der Forderung der Gewerkschaften nach Mitbestimmung lediglich ein machtpolitisches Anliegen sehen!

Unser Steckenpferdturnier ist eine klare Antwort

Nach diesem Abstecher zu der uns alle bewegenden Frage, wieviel Einfluß die Mitbestimmung nicht nur auf den Menschen im Betrieb, sondern auch auf den „Menschen in Muße“ auszuüben vermag, kehrte Dr. Koch zu unserem Steckenpferdturnier zurück. Er stellte fest: „Doch auf viele dieser Fragen, so glaube ich, gibt unsere Ausstellung selbst die Antwort. Und zwar eine eindeutige, positive Antwort. Bestätigt nicht jeder Wettbewerb klarer als der vorangegangene, auf wie vielfältige und gerade darum überzeugende Weise der freie Mensch sich mit Hilfe der freien Zeit zu entfalten beginnt?“

Gewiß – die Versuche auf dem Weg zu sich selbst sind so verschieden wie die Individualitäten unserer Steckenpferdreiter. Oft fordern sie Bewunderung, manchmal sind sie etwas hilflos – immer aber beweisen sie, daß der innere Gewinn nicht ausbleibt, wenn wir den Weg zum Menschsein in Muße einschlagen.

Die klare Antwort, die unser Steckenpferdturnier selbst gibt, wird noch eindeutiger, wenn wir bedenken, daß bei unseren Wettbewerben immer nur ein Bruchteil der Steckenpferde auf dem Turnierfeld erscheint. Leider entzieht sich die Mehrzahl der Freizeitbeschäftigungen unserer Darstellung. Denken wir nur an das Wandern und den Sport, an die Tierzucht oder an die Gartenarbeit, an die Liebe zum Buch und zur Musik und vielleicht auch an die in der Gemeinde, in Verbänden und Vereinen ausgeübte staatsbürgerliche Tätigkeit.

Das so erfreuliche und spontane Echo auf die wachsende Freizeit verpflichtet uns aber auch zur Vorsicht und Zurückhaltung. Hüten wir uns, die freie Zeit unserem selten schlafenden deutschen Drange nach Vollkommenheit zum Opfer zu bringen, der hier und da schon begierig scheint, sich auch der Freizeit zu bemächtigen, um sie zu verplanen und zu organisieren. Jede Freizeit aber verliert ihren Sinn, wenn sie nicht nach eigenem inneren Belieben gestaltet werden kann.

Hüten wir uns auch vor dem vorschnellen Urteil, ob diese oder jene Beschäftigung in Muße sinnvoll oder gar Unfug sei. Unsere Aufgabe und damit der Sinn unserer Wettbewerbe darf immer nur darin liegen, in einzelnen Beispielen die unaufzählbare Vielfalt des Möglichen anzudeuten, unsere Mitarbeiter anzuregen, ihnen neue Ausblicke zu eröffnen und sie auf sich selbst, auf ihre eigenständige Gestaltungskraft hinzuweisen.

Nicht mit uns tun lassen – selber tun!

Das Dach über dem Kopf ist wieder aufgerichtet, und auch der Topf steht gefüllt auf dem Herd. Dem Zusammenwirken aller Kräfte gelang nach dem Krieg dieser gewiß beispiellose Wiederaufbau, der die Voraussetzungen erfüllt, die für die Entwicklung der besseren Natur des Menschen unerlässlich ist.

Lassen Sie uns also nunmehr die bessere Natur des Menschen zu gewinnen suchen, indem wir – zumindest als Menschen in Muße – nicht mit uns tun lassen, wie der Sklave der Konsumgesellschaft mit sich tun läßt, sondern selber tun, wie es dem freien Menschen geziemt!“

UNSERE PREISRICHTER



Frau Dr. Liselotte Reichert, Professor an der Pädagogischen Akademie Dortmund



Otto Burrmeister, Kulturreferent des Deutschen Gewerkschaftsbundes und Gestalter der Ruhrfestspiele

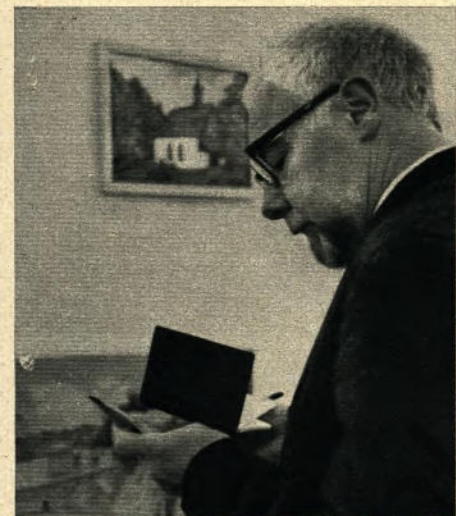


Professor Dr. Heinrich Kaiser, Leiter des Dortmunder Institutes für Spektrochemie und Vorsitzender der Freunde neuer Kunst in Dortmund

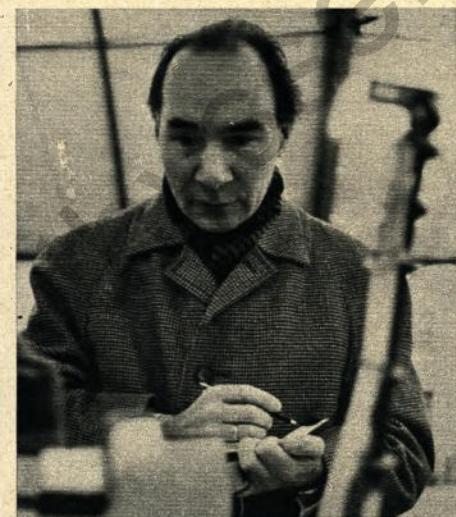
Mit offenen Augen durch die eigene Welt



Frau Dr. Leonie Reygers, Leiterin des Dortmunder Ostwall-Museums



Dipl.-Ing. Hans Koellmann, Leiter der Werkkunstschule Dortmund



Thomas Grochowiak, Leiter der Städtischen Museen Recklinghausen und Gestalter der Ruhrfestspiel-Ausstellungen

Die Entscheidung unseres Preisgerichts

Schon zwei Tage nach der Eröffnung unseres Steckenpferdturniers traten die Preisrichter zusammen, um die vielen ausgesetzten Preise zu vergeben. Vom frühen Morgen bis zum Abend waren sie unermüdlich dabei, alle ausgestellten Freizeitarbeiten zu betrachten und zu vergleichen, preiswürdige Steckenpferdritter in Notizbüchern zu vermerken und Übereinstimmung untereinander zu suchen. Am späten Abend stand dann das einstimmige Urteil fest: Neben einem Ehrenpreis von 500 DM für das Gesamtwerk des im vergangenen Jahr verstorbenen Hans Koehn vergab unsere Jury fünf erste Preise im Wert von je 300 DM, fünfzehn zweite Preise im Wert von je 200 DM, zwanzig dritte Preise im Wert von je 100 DM und fünfzehn lobende Erwähnungen. Welchen Überlegungen das Preisgericht bei seiner Auswahl folgte, hat Professor Dr. Kaiser nicht nur für die Teilnehmer unseres Turniers, sondern für alle, die ein Steckenpferd reiten, niedergelegt. Er schreibt:

Wer hat diesmal nicht Kinderaugen bekommen, wenn er vor der Windmühle von Hugo Krösche stand und ihrem Spiel zusah? Sie muß aus dem Land der Träume kommen: so bunt und golden



Eine Windmühle – aus dem Land der Träume; von Großvater Krösche für seine Enkel gebaut



Auch die „Europa“, die so derb-westfälisch daherfährt, ist von Hugo Krösche

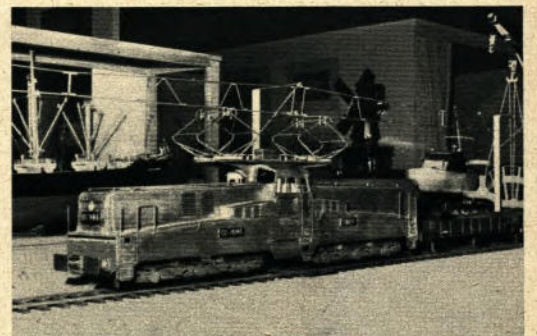
gibt es keine in der wirklichen Welt und keine im Spielzeugladen; sie braucht nicht zu arbeiten und Korn zu mahlen, sie läßt kleine Tiere Karussell fahren. Von Zeit zu Zeit kommt Großvater Krösche mit seinem Enkel an der Hand, sieht nach, ob alles in Ordnung ist, und spannt die Riemen neu. Mit seinem Schiff, der „Europa“, die so derb-westfälisch daherfährt und schwarze Wolken aus den Schornsteinen bläst, hat er wohl weniger Sorge; die ist fest und rund und flößt Vertrauen ein: Ach, wer da mitreisen könnte!

Auf der Suche nach dem Eigenständigen

Das Preisgericht hat diesen beiden Arbeiten den ersten Preis in der Gruppe der „Bastelarbeiten“ gegeben. Hier zeigt sich wieder, wie notwendig es ist, die vielen hundert ausgestellten Arbeiten in Gruppen einzuteilen und in jeder Gruppe zu fragen, welche Arbeiten darin die besten sind und wie sie sich dann im Rahmen des ganzen Steckenpferdturniers bewerten lassen. Darüber haben wir 1958 und 1962 in WERK UND WIR einiges geschrieben, so daß wir es jetzt nicht im einzelnen wiederholen wollen. Wonach wir gesucht haben, ist immer daselbe: das Eigene, das Selbständige; im rein Handwerklich-Technischen aber das Vollkommene.

So kann man die „Europa“ von Krösche gar nicht mit den naturgetreuen technischen Schiffsmodellen von Johannes Baum vergleichen, genausowenig wie man eine Zeichnung oder ein gemaltes Bild an einer Fotografie messen darf.

Gerade bei den technischen Modellen war es schwer, eine einzelne Arbeit besonders hervorzuheben, und so haben wir uns entschlossen, mehrere in eine Reihe zu stellen und mit



Meisterhaft hat Wolfgang Jänicke dieses Modell einer Elektrolok gearbeitet

gleichen Preisen zu bedenken. Wolfgang Jänicke ist wieder dabei, er hat wohl den Hinweis des letzten Preisgerichts richtig verstanden: wieder zeigt er neben ganz fertigen Modellen eins, das einer Elektrolok, im Rohzustand.

Von ruhiger Schönheit

Unter den vielen handwerklichen und kunsthandwerklichen Arbeiten gibt es manches gut gelungene Stück, schöne Holz-, Emaille- und Lederarbeiten. Aber trotz der großen Zahl ha-

SIE HABEN GEWONNEN



MALEREI

Einen Ehrenpreis für das Gesamtwerk erhielt Hans Koehn, Pensionär der Hoesch AG Bergbau, Schachtanlage Kaiserstuhl; geboren am 11. Dezember 1897, gestorben am 5. November 1964.

1. Preis Franz Klekawa
Schlosser
Hoesch AG Westfalenhütte
„Dörfliche Prozession“ und
„Kleingarten im Industrie-Revier“
 2. Preis Heinz Schulz
Architekt
Hoesch AG Westfalenhütte
„Häuser mit roten Dächern“
 2. Preis Theo Fuchs
Kaufmännischer Angestellter
Hoesch Hammerwerk Ruegenberg GmbH
„Jäger im Schnee“
 2. Preis Josef Pehnelt
Materialausgeber
Hoesch AG Westfalenhütte
„Kirche“
 3. Preis Harry Oesterhaus
Dieselschlosser
Hoesch AG Westfalenhütte
„Zwei Schiffe an der Mole“
 3. Preis Wieslaw Kozlowski
Werkschutz
Hoesch AG Westfalenhütte
„Reinoldikirche“
 3. Preis Friedrich Teschendorf
Rangierer
Hoesch AG Westfalenhütte
„Hafenstadt“
- Lobend erwähnt:
- Karl John
Hauer
Hoesch AG Bergbau Schachtanlage Radbod
„Urwaldpflanzen mit Vogel“
- Paul Nitzke
Technischer Angestellter
Hoesch AG Westfalenhütte
„Feldweg“
- Toni Weller
Sekretärin
Hoesch AG Westfalenhütte
„Stilleben“
- Helga Westheider
Industriekaufmann
Hoesch AG Westfalenhütte
„Arena“

AQUARELLE

1. Preis Johann Adamczyk
Werkmeister
Hoesch AG Westfalenhütte
„Impressionen aus Westfalen“
 2. Preis Theodor Stephan
Kaufmännischer Angestellter
Hoesch AG
„Landschaft“
 3. Preis Willi Maibaum
Dreher
Hoesch Bergbautechnik GmbH
„Am Stadthafen“
- Lobend erwähnt:
- Dieter Großkreuz
Klempner-Vorarbeiter
Hoesch AG Bergbau Schachtanlage
Emil-Emscher
„Fasan“
- Edmund Ksleski
Verlader
Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg
„Pferd“

ben wir keine darunter gefunden, bei der ein eigener Einfall und gleichzeitig die handwerkliche Kunst so vollkommen zusammenstimmten, daß wir einen ersten Preis hätten geben dürfen. So erhielten bei den Holzarbeiten zwei ganz verschiedenartige Bilder aus eingelegten Hölzern einen zweiten Preis: das Stilleben von Giesbert Büsse, sehr einfach, mit Grubenlampe, Kanne, Dosen und einer Pfeife, etwas ungenau,



Grubenlampe, Kanne, Pfeife und Dosen – Giesbert Büsse hat dieses Stilleben gemacht, eine Intarsienarbeit von ruhiger Schönheit

aber von einer ruhigen Schönheit, die man erst spürt, wenn man das Bild länger anschaut, und dann der ungestüm daherbrausende Adler von Hermann Krüger, bewundernswert in der Wahl der Holzarten und in der Einlegearbeit, aber – wo kommt er her? Er bleibt fremd, fremd auch auf der Platte eines solchen Tisches.



Ungestüm braust der Adler daher – auch er eine Einlegearbeit; Hermann Krüger ist die Wahl der Holzarten ausgezeichnet gelungen

Es ist wie mit der Musik

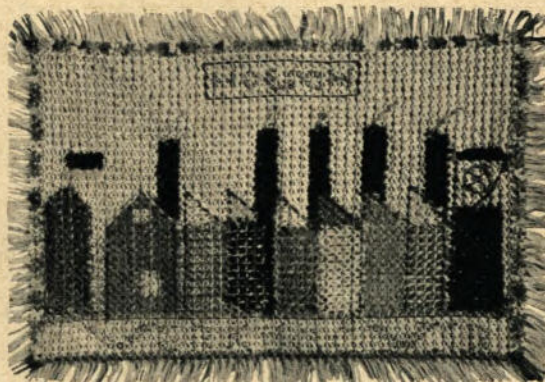
Es ist gerade bei einem Steckenpferdturnier nicht leicht, einen ersten Preis zu versagen, wenn man sieht, mit wieviel Liebe, Fleiß und Können gearbeitet worden ist. Das allein genügt aber noch nicht zum Gelingen. Es ist wie mit der Musik, da spielt oder singt jemand ein schwieriges Stück, er hat viel geübt und macht es gut – aber dann, gerade an der wichtigsten Stelle, stimmt etwas nicht, da ist es zu bunt oder zu schleppend, vielleicht mit unechtem Gefühl vorgetragen – und schon wird von daher das Ganze falsch. Die Zuhörer spüren das, auch wenn sie oft nicht wissen, woran es eigentlich liegt.

Ein anderer will gar nicht so viel, er singt für sich ein Lied, spielt eine einfache Melodie auf der Flöte, aber alles stimmt zusammen, Empfindung, Ausdruck und Können – und so wird es

schön. Warum? Mörike hat es gesagt: „Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst.“ Wer selbst einmal versucht hat, Gedanken und Empfindungen zu Sätzen zu formen, die für sich allein weiterleben könnten, der wird staunend diesen Vers aus einfachsten Wörtern vernehmen, der seit 100 Jahren lebt und nichts vom Glanz seiner Wahrheit verloren hat. Er wird aber auch begreifen, warum es die wenigen schreibenden Teilnehmer am Steckenpferdturnier so schwer haben.

Schlager auch bei uns

Bleiben wir beim Beispiel der Musik: da gibt es den Schlager. Eine Allerwelts-Melodie, die schnell gefällt und die man ebenso schnell vergißt. Den Schlager gibt es auch bei den Steckenpferdarbeiten. „Wo?“ werden Sie fragen. Nun, sind die vielen Rehkälbchen, die hochgereckten Reiher aus Holz, die Bilder der „offenherzigen“, glutäugigen Zigeunerinnen oder so manche Knüpf- und Stickarbeiten etwas anderes als nachgemachte Schlager aus dem Angebot der Warenhäuser? Auch durch noch so fleißige Arbeit wird nichts Eigenes. Wenn jemand so sauber und geschickt sticken oder knüpfen kann, warum dann immer nur nach fremden Mustern? Das können auch Maschinen. Schon etwas eigene Erfindung, in den Farben, den Mustern, in einem abgesetzten Rand, könnte viel mehr bringen. Vielleicht ginge es am besten mit dem Weben, denn dabei muß einem doch etwas Neues einfallen, wenn man sieht, wie das Gewebe langsam wächst! Vorläufig ist die geknüppte Decke von Fritz Langhals, der 1958 dafür den zweiten Preis bekam, allein geblieben. Sie wurde seinerzeit in WERK UND WIR farbig abgebildet, und es lohnt sich, sie genau zu betrachten – nicht, um sie als Vorlage zu benutzen, sondern um ebenso frei etwas anderes und Neues machen zu können.



Für diese geknüppte Decke, die fern von allen üblichen Mustern einen eigenen Einfall verwirklicht, erhielt Fritz Langhals 1958 den zweiten Preis

Voran auf eigenen Wegen

Bei den Malern dagegen merkt man den Einfluß der vorangegangenen Wettbewerbe. Sie haben sich in großer Zahl schon freigekämpft oder besser: -gemalt. Es war sicher eine große Über-



Das „Schloß“, für das Hans Koehn 1958 den ersten Preis erhielt und an das Professor Kaiser in seinem Bericht erinnert

raschung, als wir Preisrichter 1958 dem „Schloß“ von Hans Koehn den ersten Preis gaben und nicht einem der Bilder, die mit Fleiß und oft auch technischem Können „Vorbildern“ nachgemacht waren. Hans Koehn ist tot, seine Bilder waren immer leuchtender geworden, wer sie ansieht, wird froh und weiß, daß dieser Mann mit glücklichen Augen in die Welt geblickt hat – vielleicht immer, mindestens aber, wenn er gemalt hat.

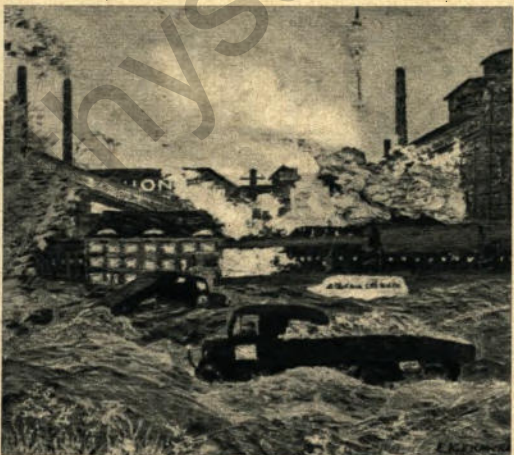
Da sind andere, an deren Bildern man merkt, wie sie ihr Steckenpferd zureiten und damit auf eigenen Wegen querfeldein vorankommen. Wirklich „querfeldein“, wenn Wieslaw Kozlowski seine Reinoldikirche rot malt oder Theo Fuchs seine Jäger durch den Schnee stapfen läßt, ohne daß auch nur einer von ihnen die schönen Farben am Himmel bemerkt.



Unsere Maler sind in den letzten Jahren auf „eigenen“ Wegen gut vorangekommen – ein Beispiel ist Theo Fuchs mit dem Bild „Jäger im Schnee“



Alles ist voll Leben und Bewegung – Franz Klekawka hat seine Bilder in feiner Pinselarbeit regelrecht „gebaut“



Mit diesem kraftvollen Bild hat Franz Klekawka 1962 einen Preis gewonnen – seine Technik hat sich inzwischen sehr verfeinert

Franz Klekawka aber „sieht die Farben in der Luft“; er hat diesmal seine Bilder in feiner Pinselarbeit regelrecht gebaut, die Häuser im Dorf mit der Prozession, die Zeche Minister Stein mit den Gärten davor. Alles ist voll Leben und Bewegung, aber doch ganz anders als in seinem Bild von 1962. Da wühlten sich die roten Lastwagen durch den Lehm der breiten Pinselstriche. Beides ist schön, aber Klekawkas Pferdchen sollte nicht zu zahm werden!

Zuerst waren wir ratlos

Gar nicht zahm ist der Pinsel von Heinz Schulz, der für seine Häuser mit den roten Dächern einen zweiten Preis bekommen hat. Vor diesem



An einem Sonntagmorgen entstand dieses eigenständige Bild zwischen Castrop und Lütgendortmund; Heinz Schulz hat es gemacht

Bild haben wir zunächst etwas ratlos gestanden, denn Schulz hat ein paar andere Bilder in der Ausstellung hängen, auf denen er moderne Maler wie Modigliani und Picasso kopiert hat. Mit viel Geschick übrigens. So lag die Frage nahe: Wo hat er dieses Bild mit den breit verschmierten Ölfarben, dem leuchtenden Rot, Gelb und Grün her? Es gibt Maler, die so ähnlich gemalt haben, aber auf keinen von diesen paßte es so ganz. Endlich stellte sich zu unserer Freude heraus, daß dies Bild Heinz Schulz „selber“ war. Er entschuldigte sich sogar wegen seiner derben Malerei: Er habe dies an einem Sonntagmorgen zwischen Castrop und Lütgendortmund gemalt, habe also nicht viel Zeit gehabt, und Fliegen seien auch noch in der feuchten Farbe hängengeblieben. Da haben also die Sonne eines Sonntagmorgens, die Lust am Sehen und die geübte Hand einen Menschen frei gemacht, sein Bild zu malen, ein Stück von der Welt, so, wie er es erlebt hat.

Zärtliche Bilder, stille Bilder und Bilder der Arbeit

Viel anderes wäre noch zu sagen. Aber man kann ja nicht alle Arbeiten erwähnen, nur einige seien noch genannt, wie die Reihe der Aquarelle von Adamczyk. Seine Bilder sind anders als beim letztenmal, sehr weich und fließend in den Umrissen. Man möchte sagen, es sind zärtliche Bilder.

Bei den Zeichnern und Grafikern ist Anton Nitsch mit seinen Zinkdrucken mit einem ersten Preis bedacht worden. Offenbar hat er sich diese Technik neu erobert, denn er zeigt in der Ausstellung, wie es gemacht wird, und er hat seine neuen Kenntnisse benutzt, um stille Bilder mit reichem Leben zu machen.

Ganz in seiner Welt bleibt der Steiger Klaus

SIE HABEN GEWONNEN



HOLZARBEITEN

- 2. Preis Hermann Krüger
Schlosser
Hoesch AG Rohrwerke Hagen
Tischplatte mit Adler
- 2. Preis Giesbert Büsse
Schlosser
Hoesch AG Bandstahlwerk
Stilleben
- 3. Preis Paul Steuer
Pensionär Bergbau
Schachspiel und Dose
- Lobend erwähnt:
Franz Ising
Magazinarbeiter
Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg
Holzschalen

BASTELARBEITEN

- 1. Preis Hugo Krösche
Pensionär Hoesch AG Westfalenhütte
Windmühle und Schiff
- 2. Preis Sandor Szues
Kranführer
Hoesch AG Westfalenhütte
Fernsehturm

KUNSTHANDWERK

- 3. Preis Leopold Nowotny
Erz-Zubringer-Maschinist
Hoesch AG Westfalenhütte
Stickerei mit Tauben
- 3. Preis Herbert Seemeyer
Schlosser
Hoesch AG Westfalenhütte
Riemen mit Emailleschnallen
- 3. Preis Dieter Reichenbach
Mechaniker
Hoesch AG Westfalenhütte
Lederarbeiten
- 3. Preis Franz Kopyczinski
Meister
Hoesch AG Bergbau
Peddigrohrarbeiten
- 3. Preis Gerhard Gronwald
Meister
Hoesch AG Westfalenhütte
Holzdose
- 3. Preis Wolfgang Vestring
Metallhandwerker
Hoesch AG Bergbau,
Schachanlage Emil-Emscher
Emaillebild

- Lobend erwähnt:
Erika Nieszczy
Sekretärin
Hoesch AG
Teppich
- Wilhelm Klein
Brandsteiger
Hoesch AG Bergbau
Schachanlage Fritz-Heinrich
Teppich
- Erich Braun
Rentner
Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg
Emaillearmbänder
- Karl Klawitter
Maschinenhauer
Hoesch AG Bergbau
Schachanlage Fritz-Heinrich
gestickte Decke
- Hella Tackenberg
Stenotypistin
Hoesch AG Bandstahlwerk
Halsketten

**SIE HABEN
GEWONNEN**



MODELLBAU

2. Preis Werner Polikläsener
Elektriker
Hoesch AG Westfalenhütte
Kinderauto
2. Preis Johannes Baum
E-Schweißer
Hoesch AG Westfalenhütte
„Schiffe“
2. Preis Wolfgang Jänicke
Rangierer
Hoesch AG Westfalenhütte
„Kranzug“
2. Preis Karl Kogler
Bote
Hoesch AG Westfalenhütte
Kogge
3. Preis Gerhard Karl
Glüher
Hoesch AG Westfalenhütte
Kogge

FOTO

1. Preis Josef Graben
Prokurist
Hoesch Eisenhandel mbH
„Dicker“ und „Beim Telefonieren“
2. Preis Werner Gasche
Grafiker
Hoesch AG
„Gruppe Kirmes“
3. Preis Dieter Ackermann
Maschinenbau-Ingenieur
Hoesch AG Westfalenhütte
„Ameise“ und „Koniferenzweig“
- Lobend erwähnt:
Manfred Oshowski
Rangierer
Hoesch AG Westfalenhütte
„Auffliegende Vögel“
- Manfred Rindfleisch
Werkstofftechniker
Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg
„Tiere“

FILM

2. Preis Gebr. Vogel
kaufm. Angestellte
Hoesch AG Bergbau
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
„Unter Tage“
3. Preis Robert Wansel
Magazinarbeiter
Hoesch AG Bergbau, Kokerei Emil
„Besuch im Ruhrzoo“

SAMMLUNGEN

3. Preis Paul Burkert
Pensionär
Hoesch AG Bergbau Fürst Leopold-Baldur
Versteinerungen
- Lobend erwähnt:
Helmut Hoener
kaufm. Angestellter
Dortmunder Drahtseilwerke
Münzen und Altertümer
- Lobende Erwähnungen wurden außerdem
ausgesprochen für:
Friedrich Maiweg
Elektro-Techniker
Hoesch AG Westfalenhütte
Funkanlage
- Eberhard Anlauf
kaufmännischer Angestellter
Hoesch AG Bergbau
Segelboot



Die neuen Aquarelle von Johann Adamczyk könnte man „zärtliche“ Bilder nennen



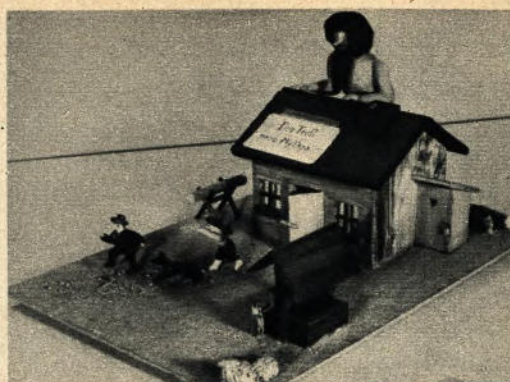
Anton Nitsch bewies sein Können in einer neuen Technik, dem Zinkdruck



Klaus Wach illustrierte die Welt seiner Arbeit, er ist Steiger auf unserer Schachtanlage Radbod



Schon ein kleiner Zweig kann genügen, um ein reizvolles Foto zu machen, wie es Dieter Ackermann hier gelungen ist



Ernst Thamer erzählt die Geschichte vom Troll, der die Bewohner eines Bauernhauses tüchtig erschreckt!



Helmut Cyrkel hat kaum etwas getan, nur etwas gefunden: Tierformen in gezackten Metallstückchen

Wach mit den Bildern der Welt unter Tage. Wie wohlgeordnet stehen diese kräftigen waagerechten und senkrechten Linien im Bild, und die langen Reihen der tragenden Stempel sind sicher Hoesch-Produkte!

Auch ein Lärchenzweig genügt für ein Foto

Bei den Fotografen muß man die gute Technik voraussetzen, und diese Anforderungen sind bei fast allen ausgestellten Arbeiten erfüllt. Die meisten Bilder sprechen für sich selbst. Es soll hier nur auf ein mit dem dritten Preis ausgezeichnetes Bild von Dieter Ackermann hingewiesen werden: Er hat gesehen, was für ein reizvolles Muster ein Lärchenzweig mit Nadeln und Knospen geben kann und daraus ein schönes Foto gemacht.

Sehen und finden muß man können

Von den Preisträgern in der Gruppe Plastik sollen hier zwei erwähnt werden. Ernst Thamer erzählt eine lustige Geschichte von dem Berggeist Troll, der breit und plump über einem Bauernhaus steht und die Bewohner wohl tüchtig erschrecken wird. Und Helmut Cyrkel, der 1958 für sein schön gearbeitetes Segelschiff prämiert wurde, hat diesmal fast – gar nichts getan. Er hat nur etwas gefunden: zerrissene Metallstücke aus dem Schrott. Er hat Tierformen darin gesehen, hat sie gesammelt und auf Brettchen befestigt und zeigt sie nun – vielleicht selber etwas verwundert darüber, was man sehen und finden kann, wenn man nur mit offenen Augen durch die eigene, oft so begrenzte Welt geht.

„Die Welt in ihrer Enge oder in ihrer Weite und der Mensch darin“ – ist das nicht überhaupt das Thema einer solchen Ausstellung? In all ihren verschiedenen Arbeiten? Das gilt auch für den, der sich mit seiner Kurzwellenstation oder mit einem selbstgebauten Segelboot die Welt erobern will – Arbeiten, die sich so schwer in einen Wettbewerb einbeziehen lassen. Aber im Grunde kommt es ja gar nicht auf die Preise an, sondern auf die Freude, die jeder einzelne selbst bei der Arbeit und an der Arbeit gehabt hat. Und wenn dann zum Schluß noch jemand kommt und sagt: „Gut gemacht!“ – dann kann man wohl zufrieden sein.

WIRTSCHAFT - 8

EIN ENTSCHEIDUNGS- BEREICH

Der Staatshaushalt im Rahmen der Volkswirtschaft

Ein wichtiger Teil der Grundbedürfnisse des Menschen kann nur durch die Gemeinschaft erfüllt werden: der Schutz gegen Bedrohung von außen durch Landesverteidigung, die Errichtung und Unterhaltung von Straßen und Schulen, die Gewährleistung der Rechtssicherheit und vieles andere. Diese Aufgaben werden, soweit nicht freiwillige Vereinigungen (z. B. Schulvereine) sich ihrer annehmen, durch Staat und Gemeinden wahrgenommen. Unter „Staat“ sind bei föderalistisch aufgebauten Staaten der Bund und die Gliedstaaten zu verstehen. Um ihre Aufgaben erfüllen zu können, müssen Staat und Gemeinden in beträchtlichem und ständig wachsendem Ausmaß über menschliche Arbeit, Grund und Boden sowie vielerlei sachliche Hilfsmittel (Kapital) verfügen können. Dazu brauchen sie in erster Linie Geld. Staatsaufgaben bedingen Staatsausgaben. Staatsausgaben erfordern Staatseinnahmen. Staat und Gemeinden müssen von ihren Bürgern durch Besteuerung oder in anderen Formen die nötigen Geldmittel einziehen.

Beim heutigen Umfang der Gemeinschaftsaufgaben machen diese Mittel einen erheblichen Teil, in vielen Ländern mehr als ein Drittel des Volkseinkommens aus. Allein schon wegen ihres Volumens bedürfen die öffentlichen Haushalte einer gesonderten Betrachtung im Rahmen der Volkswirtschaft. Dies gilt noch mehr, seit die öffentlichen Haushalte sich zu einem der wichtigsten Instrumente der staatlichen Wirtschaftspolitik entwickelt haben.

I. Wachsende Aufgaben des Staates

Der erste Haushalt des Deutschen Reiches nach der Überwindung der Inflation 1923 schloß mit Einnahmen und Ausgaben von je 6 Milliarden RM ab. Das Reich hatte damals 65 Millionen Einwohner. Von den 6 Milliarden RM Einnahmen hatte das Reich 1,86 Milliarden RM an die Länder abzuführen. Die Reichswehr, im Aufbau begriffen, beanspruchte damals 460 Millionen RM. Den Hauptteil der Reichsausgaben bildeten reine Verwaltungskosten. 1930 war die Haushaltssumme des Reiches auf rund 12 Milliarden RM angewachsen. Dieses Volumen (in DM) hatte auch der erste Haushalt der Bundesrepublik im Jahre 1950. Der Haushalt für 1965 hat die Summe von 63 Milliarden DM überschritten. Davon entfiel etwa ein Drittel auf Verteidigungsausgaben.

Das gewaltige Anwachsen der Haushaltssumme in der Bundesrepublik und in fast allen anderen Ländern kann nur zu einem kleinen Teil mit der Geldentwertung erklärt werden. Im wesentlichen spiegelt das Wachsen der Staatsausgaben die Vermehrung der Staatsaufgaben, die im Laufe der Entwicklung eingetreten ist. Die Hauptgründe für das Anwachsen der Staatsaufgaben und -leistungen sind:

Die zwölf Kapitel von
„Wirtschaft -
ein Entscheidungsbereich“

1 Verbraucher sind wir alle

WERK UND WIR, Heft 5/1965

2 Produktion schafft die Güter, die wir verbrauchen

WERK UND WIR, Heft 6/1965

3 Geld vermittelt den Kreislauf der Wirtschaft

WERK UND WIR, Heft 7/1965

4 Wirtschaftsordnung und Lenkungsproblem

WERK UND WIR, Heft 8/1965

5 Grundlagen und Funktionsweise der Marktwirtschaft

WERK UND WIR, Heft 9/1965

6 Soziale Marktwirtschaft

WERK UND WIR, Heft 10/1965

7 Wirtschaftspolitik ordnet und gestaltet die Wirtschaft

WERK UND WIR, Heft 11/1965

8 Der Staatshaushalt im Rahmen der Volkswirtschaft

9 Wirtschaft im internationalen Beziehungsfeld

10 Die Gesamtleistung einer Volkswirtschaft

11 Verteilung der Einkommen als wirtschaftspolitische Aufgabe

12 Wirtschaft - Bereich der Entscheidung

1. Hohe Sozialausgaben als Kriegsfolgen. Während heute noch 1 Million versorgungsberechtigte Opfer des ersten Weltkrieges vorhanden sind, hinterließ der zweite Weltkrieg weitere 3,5 Millionen Opfer, die als Witwen, Waisen und Versehrte Anspruch auf Unterstützung durch die Gemeinschaft haben. Erst nach Jahrzehnten werden die hieraus entstandenen Soziallasten für den Staat abgebaut sein.

2. Wiedergutmachungsleistungen als Erbschaft des Nationalsozialismus und des Krieges.

3. Erhöhte Sozialaufgaben, auch unabhängig von den Kriegen, als Folge gewandelter gesellschaftlicher Verhältnisse.

4. Änderungen in der Bevölkerungsschichtung (durchschnittlich längere Lebenserwartung).

5. Vervielfachung der Verteidigungsausgaben, in der Hauptsache eine Folge der technischen Entwicklung.

6. Wachsender Wohlstand. Steigt der Lebensstandard, so wachsen auch die Gemeinschaftsbedürfnisse.

7. Übernahme der Verantwortung für die Wirtschaftstätigkeit durch den Staat. Je mehr dem Staat die Aufgabe zuwächst, für Vollbeschäftigung und wirtschaftliche Stabilität zu sorgen, desto häufiger muß er Geldmittel für Zwecke der Wirtschaftsförderung aufwenden, z. B. als Hilfe für Regionen (Zonengrenzgebiete) oder Wirtschaftszweige (Landwirtschaft), die hinter der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung zurückbleiben.

8. Wachsender Bedarf an höherer Bildung und intensiver Ausbildung in der industriellen Gesellschaft.

9. Anwachsen des Verwaltungsaufwands. Die vielfältigen neuen Staatsaufgaben können nur erfüllt werden, wenn die dazu erforderlichen Menschen und sachlichen Hilfsmittel vom Staat bezahlt werden.

Die Tendenz zur fortschreitenden Ausweitung der Staatsaufgaben war bereits im 19. Jahrhundert erkennbar. Adolph Wagner (1835 bis 1917), Nationalökonom und Finanzwissenschaftler, sprach 1883 von einem Gesetz der zunehmen-

den Staatstätigkeit und einem entsprechenden immer weiter wachsenden Finanzbedarf der öffentlichen Hand. Obwohl die Entwicklung in allen Kulturstaaten – ohne Rücksicht auf Staatsform und Ideologie – Wagners Vorhersage bestätigt, dürfen wir dessen „Gesetz“ doch nicht im Sinne eines unausweichlichen Naturgesetzes verstehen.

II. Die Finanzierung der Staatsleistungen

Die Einnahmequellen des Staates

Die wichtigsten Staatseinnahmen sind Steuern, Zölle, Beiträge und Gebühren.

1. Steuern sind Abgaben in Geld, die der Staat von seinen Bürgern auf gesetzlicher Grundlage einzieht, ohne daß er dem Steuerpflichtigen dafür eine speziell zurechenbare Gegenleistung gewährt.

2. Zölle sind Abgaben, die bei Einfuhr, Durchfuhr oder Ausfuhr bestimmter Waren erhoben werden.

3. Beiträge werden erhoben für Leistungen, die nicht einzelnen Empfängern, aber bestimmten Gruppen zugerechnet werden können, z. B. den Anliegern einer Straße.

4. Gebühren werden erhoben für Leistungen, die bestimmten Empfängern zugute kommen, z. B. für die Verkehrsleistungen der Post, für Verwaltungsakte wie das Ausstellen von Paß und Führerschein, für standesamtliche Beurkundungen.

Weitere Einnahmequellen für den Staat können liegen im Ertrag wirtschaftlicher Unternehmen, die er besitzt, im Verkauf von Vermögenswerten (Privatisierung), in Zuweisungen anderer öffentlicher Verbände (z. B. des Bundes an ein Land), endlich in der Kreditaufnahme.

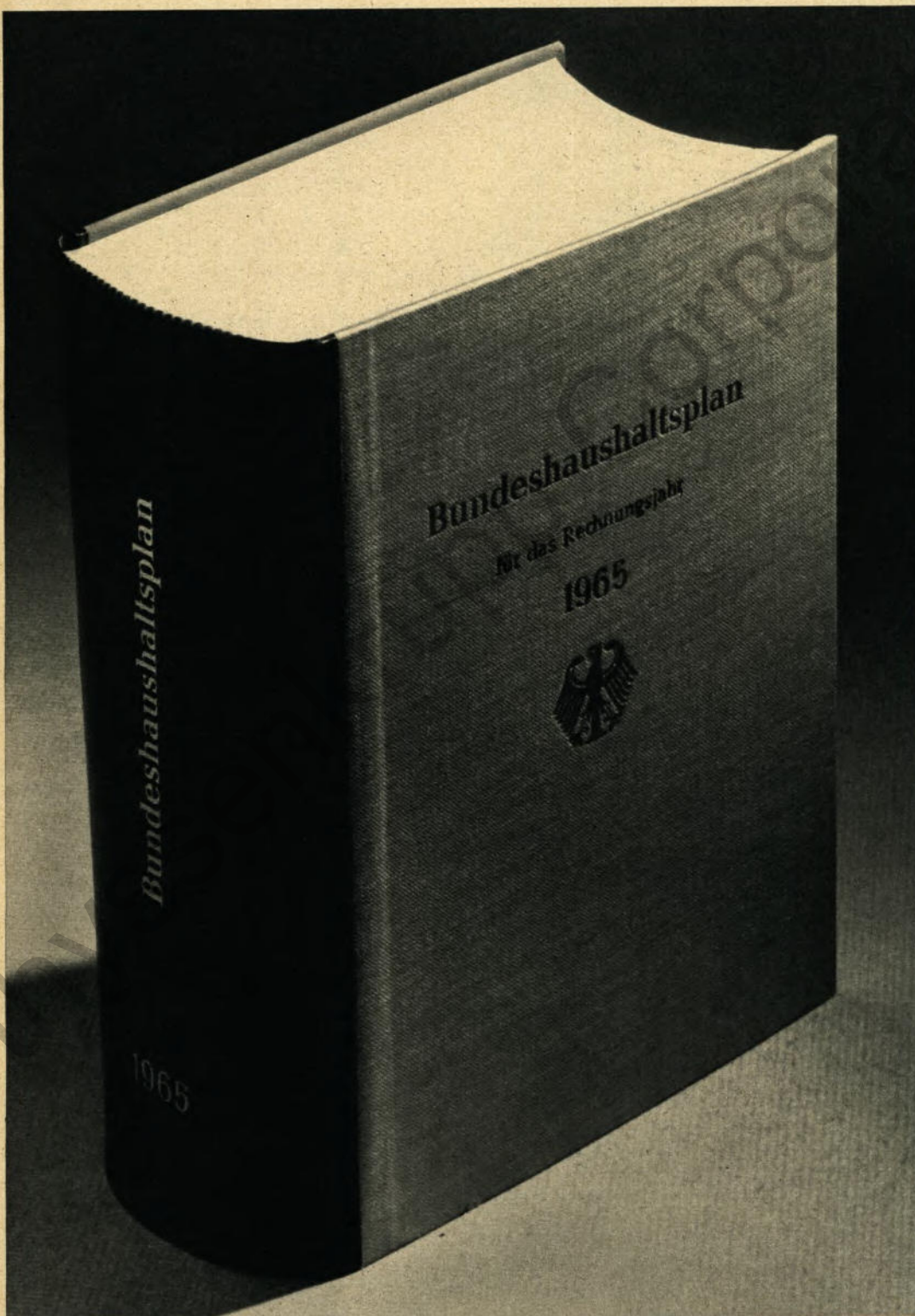
Die Vielfalt der Steuern

Die Besteuerung soll sicherstellen, daß ein Teil der insgesamt im Gemeinwesen vorhandenen Produktivkräfte zur Erfüllung der Gemeinschaftsaufgaben zur Verfügung steht, also nicht durch private Nachfrage in Anspruch genommen wird.

Eine der wichtigsten Steuerarten geht vom Einkommen aus. Es kann auf zwei grundsätzlich verschiedenen Wegen besteuert werden: direkt und indirekt.

Direkte Besteuerung erfaßt das Einkommen bei seiner Entstehung. Sie nimmt das Gesamteinkommen eines bestimmten Empfängers in einem Bemessungszeitraum zur Grundlage (Einkommensteuer). Bezieher höherer Einkommen werden dabei verhältnismäßig stärker belastet. Zusätzlich kann die individuelle Bedürfnislage, insbesondere die Zahl der aus dem Einkommen zu versorgenden Personen, berücksichtigt werden. Von juristischen Personen, die Einkommen erzielen (Unternehmen), wird die Körperschaftsteuer erhoben. Eine Abstufung aus sozialen Gründen entfällt hier. Das Gesetz sieht jedoch für Gewinne, die ausgeschüttet werden, einen niedrigeren Steuersatz vor als für die Gewinnanteile, die im Unternehmen verblei-

◀ Dieser gewaltige Wälzer mit 2946 Seiten ist das Haushaltsbuch der Bundesrepublik, in dem alle Einnahmen und Ausgaben aufgeführt sind. Wer ihn sieht, mag die Arbeitslast der dem Haushaltsausschuß angehörenden Bundestagsabgeordneten ahnen, die Position für Position prüfen, beraten und verabschieden müssen



ben. Damit soll die Doppelbelastung vermindert werden, die entsteht, wenn die Gewinne an natürliche Personen ausgeschüttet werden, die für den schon der Körperschaftsteuer unterliegenden Gewinn dann noch mal Einkommensteuer bezahlen müssen.

Eine andere Form der direkten Einkommensbesteuerung geht nicht von der Person des Einkommensempfängers aus, sondern von einzelnen Produktionsfaktoren (Grundstück, Betrieb, ausgeliehenes Geldvermögen, Arbeitsleistung) und ihrem Ertrag (Ertragsteuer).

Die Masse der in abhängiger Arbeit Stehenden unterliegt in der Bundesrepublik der Lohnsteuer. Sie entspricht in der Höhe der Einkommensteuer und wird durch den Arbeitgeber einbehalten und an das Finanzamt abgeführt. Für alle, die neben dem Arbeitseinkommen sonstiges Einkommen nicht haben, fallen Lohn- und Einkommensteuer zusammen.

Die Steuerpflicht kann anstatt an die Entstehung des Einkommens auch an seine Verwendung geknüpft werden. In diesem Fall fließt dem Einkommenbezieher sein Einkommen zunächst ungeschmälert zu; der Staat erhebt aber Steuerzuschläge auf bestimmte oder sämtliche Güterpreise. Die Zuschläge werden von den Produzenten und Händlern in die Preise eingerechnet, die sie ihren Abnehmern berechnen.

Die wichtigste Form solcher indirekter Besteuerung des Einkommens stellt bei uns die Umsatzsteuer dar. Sie wird nach unserem bisherigen System als Allphasen-Brutto-Umsatzsteuer erhoben, d. h. in jeder Produktionsstufe (z. B. beim Verkauf des Rohstoffs, des Halbfabrikats, der Fertigware an den Großhändler, von diesem an den Einzelhändler, von diesem an den Verbraucher), und zwar jeweils auf den ganzen Umsatzbetrag, bei einem durchschnittlichen (durch zahlreiche Ausnahmen durchbrochenen) Steuersatz von 4 v. H. Demgegenüber wird bei der Allphasen-Netto-Umsatzsteuer, auch Mehrwertsteuer genannt, die voraussichtlich in einigen Jahren eingeführt wird, auf jeder Produktionsstufe nur der Mehrwert besteuert (mit einem geplanten Steuersatz von etwa 10 v. H.), den diese Stufe dem Produkt hinzugefügt hat. Neben der Umsatzsteuer haben wir Verbrauchsteuern für bestimmte Güter, z. B. Tabak, Bier, Zucker, Kaffee.

Die bisher genannten Steuern haben alle den Kreislauf Leistung – Einkommen – Verbrauch zur Grundlage. Neben ihnen stehen als zweite Hauptgruppe diejenigen Steuern, die an Vermögen und dessen Übertragung anknüpfen. Zum Beispiel geht die Vermögensteuer vom vorhandenen Vermögen aus; die kommerzielle Übertragung von Vermögenswerten wird u. a. besteuert in Form der Grunderwerbsteuer, die nicht kommerzielle in Form der Erbschaft- und Schenkungsteuer.

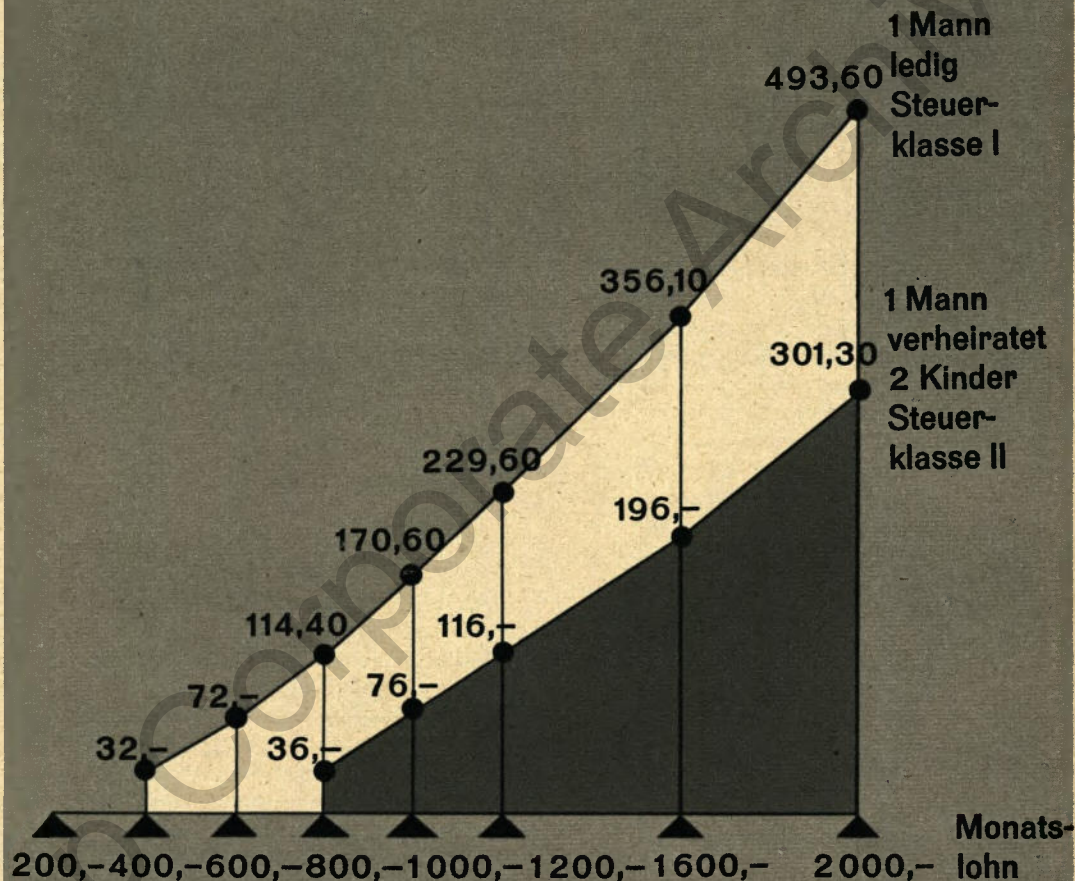
Ziele und Grundsätze der Steuerpolitik

Steuerpolitik nennt man die Gesamtheit der Maßnahmen, die auf die Gestaltung der Besteuerung in einem Lande gerichtet sind. Ihr erstes Ziel besteht darin, dem Gemeinwesen die zur Erfüllung der Gemeinschaftsaufgaben erforderlichen Mittel zu beschaffen. Ihre wichtigsten Grundsätze lauten:

1. Die Steuer soll billig sein, das heißt, sowohl ihre Erhebung durch den Staat wie ihre Entrichtung durch die Steuerpflichtigen soll möglichst wenig Kosten verursachen (Erhebungsbilligkeit, Entrichtungsbilligkeit).

2. Die Steuer soll für die Pflichtigen möglichst wenig spürbar sein (Steuerunempfindlichkeit, Lasterleichterung). Sobald man die Wirkungen der Steuerpolitik auf

Staffelung der Lohnsteuer



Gesellschaftsordnung und Wirtschaftsablauf ins Auge faßt, ergibt sich ein weiteres Grundziel:

3. Die Besteuerung soll gerecht sein. Einen objektiven und jederzeit gültigen Maßstab dafür, was hier gerecht ist, gibt es jedoch nicht. Die Steuer muß „allgemein“ sein, also jeden, der belastungsfähig ist, treffen und darf Privilegien der Steuerfreiheit, wie sie früher z. B. der Adel besaß, nicht kennen. Darüber besteht zwar Einigkeit. Doch schon die Forderung nach Gleichmäßigkeit ist umstritten. Sie besagt, daß jedermann dem Staate relativ gleiche Opfer zu bringen habe. Was heißt das aber? Ist es gerecht, wenn jedermann den gleichen Prozentsatz von seinem Einkommen, z. B. 25 v. H., abzuführen hat? Kann nicht der gut Verdienende ein Viertel seines Einkommens leichter abgeben als ein anderer, dessen Einkommen nahe am Existenzminimum liegt? Aus solchen Erwägungen haben alle Staaten die Steuern von Einkommen so gestaffelt, daß die Schwachen gar keine Steuern zahlen und daß der Steuersatz mit wachsendem Einkommen immer höher wird (Steuerprogression). Welches Maß der Progression gerecht

ist, kann nur daran gemessen werden, was man unter einer gerecht geordneten Gesellschaft versteht.

Was die Rolle der Steuer im Wirtschaftsablauf anlangt, so haben manche Klassiker der Wirtschaftslehre und Finanzwissenschaft eine weitere Forderung aufgestellt:

4. Die Steuer soll wirtschaftspolitisch neutral sein. Für die Produktion bedeutet das: Steuern sollen die Lenkung der Produktivkräfte durch das Lenkungssystem der Preise möglichst wenig stören. Hinsichtlich der Verteilung der Einkommen kann Steuer dagegen niemals neutral sein. Schon die Abstufung der Steuerlast nach der Höhe des Einkommens und Vermögens stellt einen Eingriff in die Verteilung dar, wie sie sich nach den Gesetzen des Marktes bildet.

Kreditaufnahme durch den Staat

Seit Jahrhunderten ist neben der Steuererhebung die Kreditaufnahme für die Staaten das wichtigste Mittel zur Finanzierung ihrer Aufgaben. Sie erfolgt für langfristige Kredite gewöhnlich durch Anleihen, die von den Kredit-

gebern entweder freiwillig gekauft werden oder auch – in Kriegszeiten – von den Bürgern abgenommen werden müssen (Zwangsanleihe).

Die Entwicklung der Staatsschuld in Deutschland und Großbritannien

Rechnungsjahr	Deutsches Reich bzw. BRD in Mrd. Mark	Großbritannien in Mrd. £
1913/14	5,2	0,7
1918/19	156,5	7,5
1925/26	7,8	7,6
1933/34	14,4	8,0
1938/39	30,9	8,3
1944/45	401,2	22,6
1949/50	–	26,0
1956/57	22,8	27,3
1963	31,6	28,3

Kriege sind, wie die Übersicht zeigt, die wichtigsten Anlässe für das Entstehen großer Staatsschulden gewesen. Der deutsche Staat hat sich nach beiden Weltkriegen, einmal durch die Inflation, das zweite Mal durch die Währungsreform, seiner Schuldenlast entledigt. Großbritannien hat das vermieden und muß seine Staatsschulden verzinsen und abtragen. Auch bei Ausschaltung von Kriegskosten und Kriegsfolgen, wie Reparationen oder Rückzahlung von Leih- und Pachtlieferungen, zeigt die Staatsschuld bei allen modernen Staaten seit hundert Jahren ein beständiges Anwachsen. Allerdings muß man diese Zunahme mit dem ständigen Anwachsen des Sozialprodukts in Beziehung setzen.

Staatsschuld und Volkseinkommen in den USA

Jahr	Volkseinkommen in Mrd. \$	Staatsschuld in Mrd. \$
1768	6,8	2,6
1916	38,7	1,2
1920	68,4	23,5
1929	87,4	16,3
1932	41,7	20,8
1939	72,5	47,6
1954	299	274
1962	450,3	298,6

Schuldaufnahme durch die öffentliche Hand wird heute in drei Fällen für zulässig gehalten:

- 1. wenn sie zur Finanzierung rentierlicher Investitionen dient, weil hier Zinsen und Tilgung aus dem späteren Ertrag der Anlage gedeckt werden können;
- 2. wenn sie vorübergehend entstehende Ausgabespitzen über eine größere Zeitspanne gleichmäßig verteilen soll;
- 3. wenn der Staat in Zeiten wirtschaftlicher Depression die volkswirtschaftliche Gesamtnachfrage und das Beschäftigungsvolumen dadurch steigert, daß er Ausgaben vornimmt, die

durch Steuereinnahmen nicht gedeckt sind oder – was auf dasselbe hinausläuft – die Steuern so stark senkt, daß sie zur Deckung der Staatsausgaben nicht mehr ausreichen.

III. Die Ordnung der öffentlichen Finanzen in der Bundesrepublik

Haushaltsplan und Haushaltsgrundsätze

Die Finanzgebarung des Staates, der mit den Geldern der Steuerzahler wirtschaftet, muß in einem demokratischen Rechtsstaat einer genauen Regelung durch Gesetze und einer öffentlichen Kontrolle unterworfen sein. Die grundlegenden Rechtsnormen für die öffentliche Finanzwirtschaft werden Finanzverfassung genannt. Im Haushaltsplan werden die für einen bestimmten Zeitraum geplanten Ausgaben den Einnahmen gegenübergestellt. Während der private Produzent und Verbraucher seine Ausgaben nach dem verfügbaren Einkommen plant, verfährt der Staat in der Regel umgekehrt: für die notwendigen Ausgaben muß er durch entsprechende Einnahmen Deckung schaffen. Es ist üblich, jedoch nicht zwingend vorgeschrieben, einen ordentlichen und einen außerordentlichen Haushaltsplan aufzustellen. In dem ersteren werden alle regelmäßig wiederkehrenden Einnahmen und alle Ausgaben für den typischen fortlaufenden Verwaltungsbedarf eingestellt. Der außerordentliche Haushalt weist „außerordentlichen Bedarf“ aus. In der Praxis werden hier hauptsächlich Ausgaben eingesetzt, die „für werbende Zwecke“, d. h. für betriebswirtschaftlich rentable und volkswirtschaftlich produktive Investitionen bestimmt sind. Nur für solche Ausgaben ist in der Regel Finanzierung durch Kreditaufnahme zulässig. Aus Grundgesetz und Haushaltsgesetzen ergibt sich eine Reihe von Haushaltsgrundsätzen. Der Grundsatz der Gesetzlichkeit besagt: Der Haushaltsplan ist durch Gesetz festzustellen. Das mutet heute selbstverständlich an, ist aber das Ergebnis einer langen geschichtlichen Auseinandersetzung zwischen Regierung (Krone) und Parlament um das Recht, Steuern und Staatsausgaben festzusetzen bzw. zu bewilligen. Seiner rechtlichen Natur nach stellt das Haushaltsgesetz eine Ermächtigung dar. Es ermächtigt die zuständigen Behörden und Beamten, Ausgaben bis zur bewilligten Höhe – und nicht über diese hinaus – vorzunehmen. Mit der Genehmigung des Haushaltsgesetzes schreibt das Parlament der Exekutive einen Rahmen für ihr Handeln vor. Andere Haushaltsgrundsätze sind mit folgenden Stichworten gekennzeichnet: Ausgeglichenheit: Der Haushalt muß in Einnahmen und Ausgaben ausgeglichen sein. Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit: bedarf keiner Erläuterung. Jährlichkeit, Vorherigkeit: Der Haushaltsplan ist für ein Rechnungsjahr (Kalenderjahr) aufzustellen und vor Beginn des Haushaltjahres zu verabschieden. Vollständigkeit, Genauigkeit, Übersichtlichkeit: Der Haushalt muß sämtliche Ausgabe- und Einnahmeposten einzeln und in übersichtlichen Formen enthalten, insbesondere dürfen nicht Einnahmen und Ausgaben vorher saldiert und nur das Ergebnis ausgewiesen werden. Verbot der Zweckbindung: Alle Einnahmen dienen zur Deckung des Gesamtbedarfs; es dürfen also nicht bestimmte Einnahmen von vornherein an bestimmte Ausgaben gebunden werden. Ausnahme: Mineralölsteuer – Straßenbau. Öffentlichkeit: Dieser Grundsatz ergibt sich ebenso wie die Öffentlichkeit des Gerichtsver-

fahrens aus dem Wesen des demokratischen Rechtsstaates.

Bund, Länder, Gemeinden: ihre Einnahmen und Aufgaben

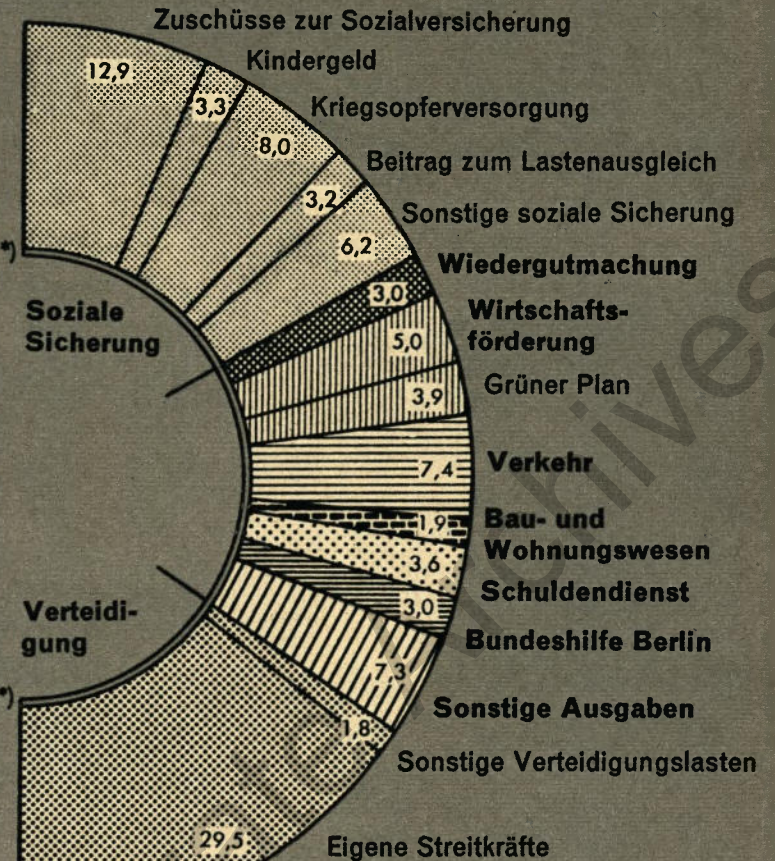
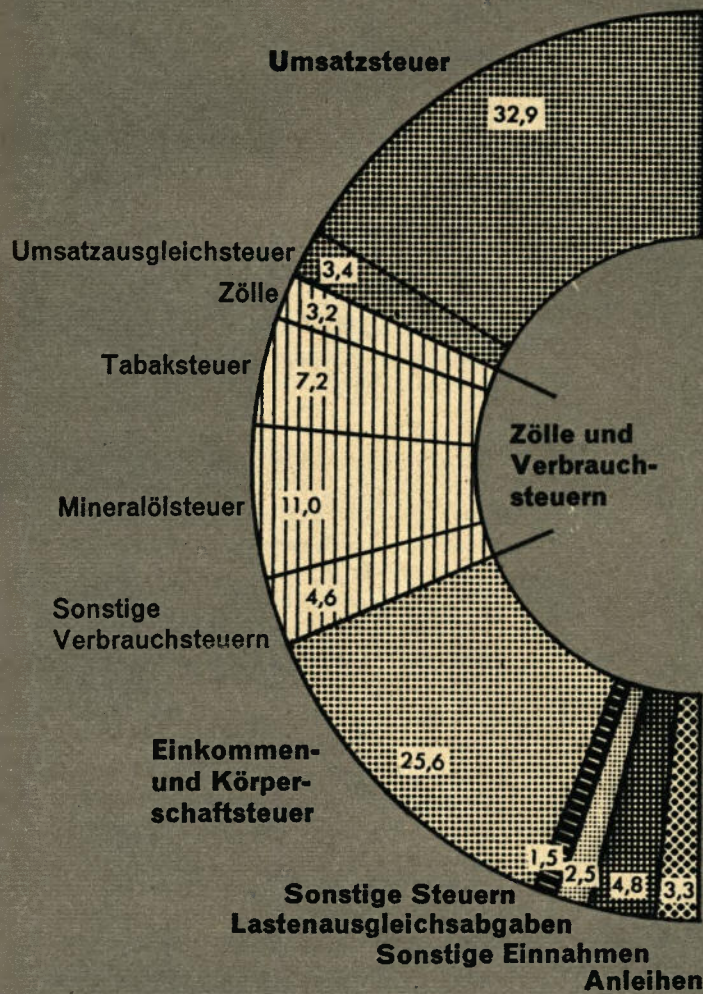
Verfassung und Gesetze, Herkommen und praktische Notwendigkeiten weisen den verschiedenen Gebietskörperschaften einerseits bestimmte Aufgaben, andererseits bestimmte Einkünfte zu. Übereinstimmung von notwendigen Ausgaben und Deckungsmitteln ist damit nicht immer und überall gewährleistet. Es ist häufig erforderlich, zwischen verschiedenen Körperschaften einen Ausgleich herbeizuführen (Finanzausgleich). In der Finanzverfassung und besonders im System des Finanzausgleichs spiegelt sich die verfassungsmäßige Verteilung der politischen Macht. Die Verfassung des Bismarck-Reiches sah vor, daß der Geldbedarf des Reiches, soweit Zölle, Verbrauchsteuern und die damals vorhandenen Überschüsse der Post nicht ausreichten, durch Beiträge der Länder an das Reich gedeckt wurde. Die Reichspolitik war dadurch in starkem Maße der Einwirkung der Länder unterworfen. Nach dem ersten Weltkrieg erzwang die dem Reich auferlegte Reparationslast eine durchgreifende Finanzreform. Bis 1945 herrschte der damals eingeführte Grundsatz, daß das Reich den Ländern und Gemeinden aus dem Steueraufkommen Anteile überwies, die nach einem den Bedürfnissen der Länder angepaßten wechselnden Schlüssel festgesetzt wurden. Die Gesetzgebungskompetenz über bestimmte Steuerarten und die Befugnis, diese Steuerarten zu vereinnahmen, müssen nicht zusammenfallen. Vielmehr ist es auch in föderalistischen Staaten vielfach notwendig und üblich, dem Bund die Gesetzgebung auch über solche Steuern vorzubehalten, deren Ertrag dem Bund nur zum kleineren Teil (Einkommensteuer) oder gar nicht (Gewerbsteuer) zufließt, weil nur auf diese Weise die wirtschaftliche Einheit des Staatsgebiets und die Gleichheit der Lebensbedingungen und sozialen Verhältnisse sichergestellt werden können. In der Bundesrepublik stehen dem Bund nach Art. 106 des Grundgesetzes hauptsächlich zu: Zölle, Verbrauchsteuern (mit Ausnahmen), Umsatzsteuer; dagegen den Ländern: Vermögensteuer, Erbschaftsteuer, Kfz.-Steuer. Das Aufkommen an Einkommen- und Körperschaftsteuer wird zwischen Bund und Ländern geteilt; seit 1964 beträgt der Anteil des Bundes 39 v.H. Die Gemeinden erhalten u. a. Grundsteuer und Gewerbesteuer.

IV. Die Auswirkungen der Finanzpolitik auf die Volkswirtschaft

Die Aufstellung und Durchführung der zahlreichen öffentlichen Haushalte – wir können zusammenfassend sagen: die Finanzpolitik – beeinflußt das wirtschaftliche Geschehen an zahlreichen Stellen und auf vielfältige Weise. Die Beeinflussung kann als ungewollte Nebenwirkung eintreten oder bewußt gewollt sein. Solange der Staat nur 10 v. H. des Sozialprodukts beanspruchte, wie es im 19. Jahrhundert der Fall war, konnte die Wirtschaftstheorie die volkswirtschaftlichen Auswirkungen der staatlichen Finanzpolitik noch weitgehend vernachlässigen, und die Finanzpolitik der Staaten orientierte sich im wesentlichen an ihrem „klassischen“ Hauptziel, dem Staat die benötigten Mittel zu verschaffen. Heute ist in den entwickelten Industrieländern die öffentliche Hand mit 30 v. H. und mehr am Sozialprodukt beteiligt, und alle Staaten treiben

63948,9 Mio DM Einnahmen

Ausgaben 63948,9 Mio DM



*) Gesamtausgaben 65192,0 Mio DM
abzügl. Einsparung 1243,1 Mio DM
63948,9 Mio DM

– nach welchem Konzept auch immer – eine großangelegte Wirtschaftspolitik. In dieser Lage muß die enge wechselseitige Verknüpfung der Finanzpolitik mit der allgemeinen Wirtschaftspolitik beachtet werden.

Die Staaten benutzen deshalb ihre Finanzpolitik bewußt als Instrument zur Verwirklichung wirtschafts- und gesellschaftspolitischer Ziele; ja, sie sehen manchmal solche Ziele als die Hauptsache an und den Umstand, daß Zölle und Steuern dem Staat Geld einbringen, nur als erwünschte Nebenwirkung (Beispiel: Steuerbelastung für Heizöl, um die Kohle konkurrenzfähig zu halten).

Die öffentlichen Haushalte beeinflussen den volkswirtschaftlichen Prozeß hauptsächlich in folgender Weise:

1. Sie entscheiden darüber, welcher Anteil von Produktionsfaktoren und erzeugten Gütern für Gemeinschaftsaufgaben verwendet wird und welcher dem privaten Verbrauch verbleibt.

2. Sie beeinflussen die Verteilung des Sozialprodukts auf die einzelnen Teilnehmer am Wirtschaftsprozess. Heute geschieht das in der Regel zugunsten der Bezieher kleiner Einkommen und der sozial Schwachen. Allein mittels der Erbschaft- und Schenkungsteuern kann der Staat große Vermögen praktisch konfiszieren. Die kommunistischen Länder benutzen bis heute die Besteuerung als Mittel des Klassenkampfes.

3. Sie können das Verhältnis zwischen den verschiedenen Teilen der Gesellschaft beeinflussen und insbesondere einen Ausgleich zugunsten bestimmter Schichten (Flüchtlinge), Wirt-

schaftszweige (Landwirtschaft) oder Regionen (Notstandsgebiete) herbeiführen.

4. Sie können zur Bekämpfung von Krisen und Störungen im Wirtschaftsprozess benutzt werden, also als Instrument der Konjunkturpolitik, insbesondere zur Sicherung der Vollbeschäftigung, indem der Staat Lücken der privaten Nachfrage durch zusätzliche Staatsausgaben schließt, umgekehrt bei Überhitzung der Nachfrage die Staatsausgaben einschränkt. Dies kann auch auf einem Teilgebiet geschehen, z. B. dem Baumarkt.

5. Sie sind mitbestimmend für die Entwicklung des Geldwertes. Der Staat kann z. B. durch zu hohe Ausgaben den Geldwert gefährden. Die Notenbank kann ihre Aufgabe, den Geldwert zu hüten, nur erfüllen, wenn auch der Staat seine Haushaltspolitik diesem Ziel unterordnet.

6. Sie können Art und Tempo des Wirtschaftswachstums beeinflussen. Zum Beispiel können günstige Möglichkeiten der Abschreibung die Investitionstätigkeit anregen; Finanzpolitik kann ein wirksames und elastisches Instrument zur planmäßigen Beeinflussung des Wirtschaftsaufbaus sein. Um es allerdings handhaben zu können, muß die Regierung auf Veränderungen des Konjunkturverlaufs tatkräftig und schnell reagieren können. Bisher werden aber die öffentlichen Haushalte in einem langwierigen, wegen der notwendigen demokratischen Kontrollen manchmal auch schwerfälligen Verfahren festgestellt. Wirksame Handhabung der Finanzpolitik als wirtschaftspolitisches Instrument erfordert deshalb, daß die Parlamente den Regie-

rungen innerhalb gesetzlich festzulegender Grenzen einen Spielraum freien Handelns gewähren. So könnte z. B. bei den Ausgaben für Straßenbau ein Mindest- und ein Höchstbetrag festgelegt werden; die Regierung entscheidet dann nach der Lage auf dem Tiefbaumarkt, wieviel sie innerhalb dieses Rahmens ausgibt.

Das Gesetz der wachsenden Staatstätigkeit

Geschichtliche (zeitliche) und räumliche, verschiedene Länder umfassende Vergleiche zeigen, daß bei fortschreitenden Kulturvölkern, mit denen wir es hier allein zu tun haben, regelmässig eine Ausdehnung der Staatstätigkeiten und der gesamten öffentlichen, durch die Selbstverwaltungskörper neben dem Staate ausgeführten Tätigkeiten erfolgt. Dies offenbart sich in extensiver und intensiver Hinsicht: der Staat und diese Körper übernehmen immer mehr Tätigkeiten und sie führen die alten und neuen Tätigkeiten immer reichlicher und vollkommener aus. Es werden auf diese Weise immer mehr wirtschaftliche Bedürfnisse der Bevölkerung, namentlich Gemeinbedürfnisse, zugleich stets besser durch den Staat und jene Körper befriedigt. Der deutliche Beweis dafür liegt ziffermässig in der Steigerung des finanziellen Staats- und Communalbedarfs vor.

Adolph Wagner: Grundlegung der politischen Ökonomie, 3/1892

Dieser Vorabdruck wurde auszugsweise dem Schulbuch „Wirtschaft – ein Entscheidungsbereich“ entnommen, das in Kürze in den Verlagen Diesterweg und Oldenbourg erscheinen wird. Verfasser: Dr. Dr. Hans Joachim Störig. Copyright: Robert Pfützner GmbH, München



WERK UND WIR UND SEINE LESER

Wie erfuh **WERK UND WIR**
die Meinung seiner Leser?

Zur Zeit Karls des Großen herrschte in Bagdad der Kalif Harun al-Raschid, von dem man erzählt, er habe sich verkleidet unter das Volk gemischt, um dessen wahre Meinung zu erfahren. Heute erfahren unsere Politiker diese Meinung aus der Tageszeitung – am besten wohl aus der Zeitung der Gegenpartei –, aus Rundfunk und Fernsehen oder am zuverlässigsten, wie es nur in einer Demokratie möglich ist, aus den Wahlergebnissen. Da aber Wahlen selten sind und die Politiker auch zwischen den Wahlen, besonders aber kurz vor einer neuen Wahl, wissen möchten, was die Bevölkerung von ihrer Politik und ihrer Partei hält, beauftragen sie Institute, diese Einstellung zu erfragen.

Solche Institute für Meinungsforschung haben Methoden entwickelt, mit denen sie die öffentliche Meinung zu aktuellen, besonders politischen, wirtschaftlichen und sozialen Problemen feststellen können. Das Wichtigste dieser Umfrageforschung ist, daß man nicht die gesamte Bevölkerung, aber auch nicht wahllos einige Personen, sondern einen genau umgrenzten Anteil der Gesamtheit befragt. Dieser Teil kann verhältnismäßig klein sein – er muß aber einen möglichst guten Querschnitt darstellen. Er muß also die wichtigsten Merkmale, wie Alter, Beruf, Geschlecht oder Einkommen, im gleichen Anteil wie die Gesamtheit enthalten. Aus mathematischen Experimenten und aus den Erfahrungen der Sozialforschung und anderer Wissenschaften weiß man, daß die Meinungen, Einstellungen und Verhaltensweisen eines so ausgewählten Teils ein recht genauer Spiegel der Gesamtheit oder des Gesamtverhaltens sind. Die Meinungen etwa 2000 befragter Bundesbürger, die wirklich einen repräsentativen Querschnitt der Bevölkerung darstellen, geben erfahrungsgemäß die aktuelle Meinung der Gesamtbevölkerung wieder. Um die Meinungsforschung nicht falsch zu beurteilen, muß man sich aber klar machen, daß die Meinungsforschung Aussagen über die Meinung dieser Gesamtheiten und nicht die Meinung jedes einzelnen aus dieser Gesamtheit erforschen will und daß ihre Aussagen mit höchster Wahrscheinlichkeit nur für den Augenblick der Befragung richtig sind; zu Prophezeiungen über die weitere Entwicklung dürfen solche Aussagen also nur mit Vorsicht benutzt werden.

So kann heute also eine Partei nicht nur durch die Wahlergebnisse, sondern auch mit Hilfe der Meinungsforscher erfahren, ob sie sich großer oder geringer Beliebtheit erfreut, eine Tageszeitung oder eine Illustrierte kann das gleiche sehr einfach aus der steigenden oder abnehmenden Zahl ihrer Abonnenten und Käufer ablesen. Die Beliebtheit einer Werkzeitschrift aber, die jedem Werksangehörigen sowie vielen Kunden und Freunden des Hauses kostenlos zugeschickt wird, läßt sich nicht an der steigenden oder fallenden Auflagenhöhe feststellen.

Wessen Interessen vertritt
WERK UND WIR?

Von je hundert
der Befragten
antworteten:

Arbeiter
Angestellte
Pensionäre

WERK UND WIR vertritt die Interessen

der Belegschafts- mitglieder	der Betriebsräte, Gewerkschaften	der Betriebs- leitung
6	6	7
7	8	4
9	7	5

WERK UND WIR

ist neutral	ohne Meinungs- äußerung
73	8
75	6
78	1

Aber auch die Herausgeber und Schriftleiter einer Werkzeitschrift möchten gern wissen, wie man über ihre Zeitschrift denkt, wie man sie beurteilt, was man von ihr erwartet und was man an ihr zu loben oder zu kritisieren hat. Will man sich mit eigenen Vermutungen und Erfahrungen oder den nur unregelmäßig geäußerten Lesermeinungen nicht zufriedengeben, versucht man vor allem, auf drei Wegen Urteile über die Meinung der Leser zu sammeln.

Der erste Weg ist der einfachste: Man hört sich um, wo immer man mit Lesern zusammentrifft. Der zweite Weg ist schon schwieriger: Man veranstaltet eine schriftliche Leserumfrage, indem man zumeist der Zeitschrift einen kurzen Fragebogen beilegt. Der dritte Weg ist der umständlichste, aber auch der beste: Man befragt auf wissenschaftlich exakte Weise einen repräsentativen Querschnitt der Leser und beauftragt mit dieser Befragung möglichst ein unabhängiges Forschungsinstitut.

Auf dem ersten Weg können nur wenige Leser entweder zufällig oder nach den persönlichen Vorstellungen der Mitarbeiter der Zeitschrift befragt werden. Auf dem zweiten Weg erhält man in der Regel auch nur eine beschränkte Anzahl Antworten, die außerdem keinen guten Querschnitt durch die Leserschaft darstellen. Der dritte Weg – der Weg über das Meinungsforschungsinstitut – wurde, soweit bekannt, bisher nur zweimal beschritten.

Der Auftrag

Die bisher in Anlage, Durchführung und Auswertung systematischste und umfangreichste Untersuchung dieser Art fand im vergangenen Jahr bei der Leserschaft von WERK UND WIR statt, als die Sozialforschungsstelle der Universität Münster, die unter der Leitung eines der bekanntesten Soziologen der Gegenwart, Professor Schelskys, steht, den Auftrag für eine derartige Untersuchung übernahm und durchführte. Die wissenschaftliche Leitung der Untersuchung übertrug Prof. Schelsky den beiden Soziologen Dr. Siebel (jetzt Professor an der Universität Saarbrücken) und Dr. Krisam (Lehrbeauftragter für Soziologie an der Pädagogischen Hochschule Münster), dem wir die methodischen Erläuterungen zu unserer Leserumfrage verdanken. Die wichtigsten Ergebnisse dieser Untersuchung haben wir in dem nachfolgenden Bericht zusammengefaßt, dem jeder Leser entnehmen kann, was die Gesamtheit der Leser von WERK UND WIR hält.

Der ausgewählte Querschnitt der Leser
von WERK UND WIR

Belegschaftsmitglieder, Pensionäre und Kunden bilden die wichtigsten Leserkreise von WERK UND WIR. Um die Meinung der Belegschaftsmitglieder und der Pensionäre zu erforschen, wurden einer repräsentativen Zahl von ihnen mündliche Fragen vorgelegt. Die Fragen

hat die Sozialforschungsstelle der Universität Münster gemeinsam mit Herausgeber und Redaktion erarbeitet, ihre endgültige Formulierung aber, der Aufbau der Fragebogen, die Probebefragungen und schließlich die Hauptbefragung sowie die Auswertung der Ergebnisse waren ausschließlich Sache der Wissenschaftler.

Befragt wurde ein großer Querschnitt unserer Belegschaft, der in seiner Zusammensetzung ein gutes Spiegelbild der Gesamtbelegschaft ist. Die etwa gleiche Leserzahl der Ausgaben „Westfalenhütte“ und „Bergbau“ sowie die etwas geringere, dafür aber um so vielgestaltigere Leserzahl der „Allgemeinen Ausgabe“ legten es nahe, die Zahl der zu befragenden Belegschaftsmitglieder in jedem dieser drei Ausgabenbereiche auf 200 und die der zu befragenden Pensionäre auf je 50 festzusetzen. Da nicht alle Hoesch-Gesellschaften in die Befragung einbezogen werden konnten und brauchten, mußten neben der Westfalenhütte, aus dem Bergbaubereich und dem Bereich der Weiterverarbeitung und des Handels einige repräsentative Werke und Gesellschaften ausgewählt werden. Dies waren für den Bergbau die Stadtzeche Emil-Emscher und die Landzeche Radbod sowie die Bergbauhauptverwaltung. Für den Bereich der Weiterverarbeitung und des Handels wurden die Walzwerke Hohenlimburg, die Schmiedag, die Maschinenfabrik Deutschland, die Rohrwerke in Hiltrup, die Dörken AG, das Hammerwerk Ruesenberger, die Hauptverwaltung der Hoesch AG sowie Hoesch-Eisenhandel und Hoesch-Export ausgewählt.

Die zu befragenden Arbeiter, Angestellten und Pensionäre wurden aus den Karteien der Einzelwerke und Verwaltungseinheiten „herausgezogen“ – jeder soundsovielte kam automatisch an die Reihe. Hinsichtlich des Anteils gelernter und angelernter Arbeiter, technischer und kaufmännischer Angestellter sowie des Geschlechtes und des Alters sind unsere Stichproben gute Spiegelbilder der Gesamtheit der Arbeiter und der Angestellten sowie der Pensionäre der drei Untersuchungsbereiche.

22 Studentinnen und Studenten befragten die ausgewählten 750 Belegschaftsmitglieder und Pensionäre in 13 Werken und Gesellschaften. Die Ergebnisse dieser Befragung wurden auf Lochkarten übertragen und maschinell ausgezählt. Aus dem ausgewerteten Material entstand ein Forschungsbericht, der nicht weniger als 150 Seiten Text und 100 Seiten Tabellen umfaßt.

Ob WERK UND WIR regelmäßig und rechtzeitig ins Haus kommt, ist sicher die nächstliegende Frage. Mehr als 90 v. H. der Befragten bejahten sie. Über die unregelmäßige Zustellung klagten 4 v. H. der Arbeiter und Angestellten und 6 v. H. der Rentner. Diese Zahlen – wenn sie auch nur einen kleinen Anteil ausmachen – erscheinen uns immer noch hoch, und wir bitten unsere Leser, uns davon zu unterrichten, wenn WERK UND WIR einmal ausbleibt oder wiederholt verspätet geliefert wird.

Wer liest WERK UND WIR?
Wie viele sammeln die Werkzeitschrift?

Erfreulich ist, daß WERK UND WIR auch fleißig im Kreise der Familienangehörigen gelesen wird. Die große Mehrzahl aller unserer Leser gibt die Werkzeitschrift an Bekannte und Verwandte weiter. Das gilt für alle drei Ausgaben von WERK UND WIR ohne große Unterschiede. Wie zu erwarten ist, lesen vor allem die Ehepartner unter allen Angehörigen, Verwandten und Bekannten am häufigsten WERK UND WIR. Darauf folgen die Eltern, die Kinder und schließlich die übrigen Verwandten. Insgesamt ergibt sich, daß über ein Drittel der ausgegebenen Exemplare von zwei Personen gelesen wird. Jedes vierte Heft hat drei Leser und ein gutes weiteres Viertel vier und mehr Leser. Zieht man aus alledem einen Durchschnitt, so entfallen – wie nur in der Statistik möglich – auf ein Exemplar der Zeitschrift 2,6 bis 2,9 Leser – ein für eine Werkzeitschrift beachtliches Ergebnis. Ein ganz erheblicher Prozentsatz der Leser, nämlich fast jeder dritte, macht sich die Mühe, jedes einzelne Heft aufzubewahren und zu sammeln. Ein nur geringer Anteil unserer Leser benutzt dazu die Sammelmappe.

Das Gesamturteil über WERK UND WIR

Ein erstes allgemeines Gesamturteil der Leser über WERK UND WIR brachte die Antworten auf die Frage, wie WERK UND WIR gefällt. Da aber erfahrungsgemäß die Antworten anders lauten, wenn man überraschend befragt wird, als wenn die Frage zuvor von verschiedenen Seiten beleuchtet wurde, wiederholten die Befragten diese Frage auch an späteren Stellen des Interviews. Bei der ersten Antwort hielten 12 v. H. der Arbeiter und 11 v. H. der Angestellten

Wie gefällt WERK UND WIR?	güt	mittel	schlecht	ohne Meinungsäußerung
Von je hundert der Befragten antworteten:				
Arbeiter	87	12	1	0
Angestellte	76	19	3	2
Pensionäre	97	3	0	0
Belegschaft insgesamt	85	13	1	1

WERK UND WIR sogar für „sehr gut“, bei den pensionierten Arbeitern und Angestellten waren es 28 bzw. 39 v. H.

Das Ergebnis auf diese Frage bekommt sein volles Gewicht, wenn man es in Vergleich zu den Antworten auf spätere Fragen setzt. Zieht man aus allen Antworten das Gesamtergebnis, so besteht dies darin, daß in jeder der Gruppen Angestellte, Arbeiter und Pensionäre immer mindestens 75 v. H. WERK UND WIR für „gut“ und besser halten. Es zeigen sich auch keine wesentlichen Unterschiede in der Beurteilung durch die Belegschaftsmitglieder der verschiedenen Werke und Gesellschaften. An der Spitze hinsichtlich des positiven Urteils über WERK UND WIR stehen jedoch unsere Pensionäre. 99 v. H. der pensionierten Arbeiter und 95 v. H.

entweder der Belegschaft, der Betriebsräte und Gewerkschaften oder der Betriebsleitung annimmt, bleibt in allen befragten Gruppen unter 10 v. H.

Das Beste ist die Aufmachung . . .

Nach diesen Fragen über das Gesamturteil wurden die Befragten nach ihrer Meinung über „das Beste“ aus WERK UND WIR gefragt. Damit verbunden war zunächst die Frage, ob der „Inhalt“ oder die „Aufmachung“ besser seien. Den Inhalt halten 69 v. H. der Arbeiter und 67 v. H. der Angestellten für das Beste. Bei den pensionierten Arbeitern beträgt dieser Prozentsatz sogar 80 v. H. Die Aufmachung dagegen nannten 7. v. H. der Arbeiter und 12 v. H. der

halten demgegenüber weniger Leser für das Beste an WERK UND WIR. Das gilt auch für Veröffentlichungen über Personalien und Jubiläen, die allerdings von den Pensionären gern gelesen werden. Nicht betriebsbezogene Beiträge finden bei den Mitarbeitern der weiterverarbeitenden Betriebe und Gesellschaften ein größeres Interesse als bei der Westfalenhütte und im Bergbau. Das läßt sich wahrscheinlich damit erklären, daß Themen über den jeweils eigenen Betrieb verhältnismäßig selten in der allgemeinen Ausgabe von WERK UND WIR erscheinen.

Das Wichtigste aus WERK UND WIR

Der Beurteilung des Inhalts von WERK UND

Das Beste in WERK UND WIR sind Berichte über		Betriebsgeschehen, technische Anlagen, Verwendung der Erzeugnisse	Freizeitbeschäftigung	Kulturelle Fragen, Politik, Zeitgeschehen	Personalien und Jubiläen	Hauptversammlungen und geschäftliche Lage	Sonstige Beiträge
Von je hundert der Befragten antworten:	Arbeiter	45	10	9	6	4	26
	Angestellte	49	7	13	4	6	21
	Pensionäre	54	4	7	10	6	19

der pensionierten Angestellten halten WERK UND WIR zumindest für „gut“, wenn nicht für „sehr gut“. Über dieses Ergebnis freuen wir uns; beweist es doch, daß derjenige, der etwas mehr Zeit und Muße hat, sich gern in die Zeitschrift vertieft und sie gerade dann für besonders gut hält.

Geld oder WERK UND WIR

Um zu begründeten Folgerungen über das Gesamturteil zu kommen, stellten die Befrager die Befragten im Laufe des Interviews in eine Entscheidungssituation: sie fragten, ob WERK UND WIR nicht mehr gedruckt und der dafür innerhalb eines Jahres frei werdende Betrag von etwa 10 DM ausgezahlt werden solle. Ein überzeugender Beweis, daß WERK UND WIR in allen Gruppen Anklang findet, sind die Antworten auf diese Frage: In allen Gruppen sprachen sich 92 v. H. oder mehr für das Weiterdrucken aus. Nur 5 v. H. der Arbeiter und 1 v. H. der Angestellten hätten die Auszahlung des Geldes vorgezogen.

Leser bescheinigen WERK UND WIR Neutralität

Das Gesamturteil über eine Werkzeitschrift hängt wohl in hohem Maße davon ab, ob die Leser in ihr das Sprachrohr ganz bestimmter Gruppeninteressen sehen oder ob sie anerkennen, daß diese Zeitschrift alle Gruppeninteressen berücksichtigt und damit neutral ist. Das Ergebnis zeigt ganz eindeutig und klar, daß WERK UND WIR für neutral gehalten wird. 75 v. H. der Leser sind dieser Ansicht. Nur etwa jeder vierte Befragte glaubte, WERK UND WIR berücksichtige bestimmte Interessen, oder äußerte keine Meinung. Der Anteil der Leser, der eine überwiegende Interessenvertretung

Angestellten. Fragt man genauer, was unter dem „Besten“ bei Aufmachung und Inhalt zu verstehen sei, so erscheinen bei der Aufmachung die farbigen Bilder bei fast zwei Dritteln der Befragten an erster Stelle. Die farbenfrohe Aufmachung der Zeitschrift macht also der überwiegenden Mehrheit ihrer Leser besondere Freude. Danach folgt mit Anteilen zwischen 10 und 18 v. H. die Meinung, daß die Schwarz-Weiß-Fotos das Beste seien. Vereinzelt findet sich auch das Urteil, daß der Druck und das Format der Zeitschrift an erster Stelle genannt werden müßten.

. . . ist der Inhalt

Besonders wichtig ist naturgemäß das Urteil der Leser über den Inhalt einer Werkzeitschrift, weil sich darin die Erwartungen spiegeln, die der Leser an die Zeitschrift stellt. Die Untersuchung hat eindeutig ergeben, daß unsere Leser innerbetrieblichen Themen, insbesondere Betriebsgeschehnisse und über technische Anlagen, das größte Interesse entgegenbringen. Mehr als die Hälfte in fast allen Befragtengruppen sah diejenigen Aufsätze als „das Beste“ an, die über die technische Seite der Betriebe berichten, also über den Produktionsablauf, über neue technische Anlagen, über neue Erzeugnisse oder über die Verwendung der Erzeugnisse. Besondere Aufsätze über neue technische Anlagen werden als wichtig angesehen. Das Interesse an derartigen Berichten ist bei den Pensionären noch größer als bei den Arbeitern und Angestellten. Es ist andererseits bei den Mitarbeitern im Bergbau größer als bei den Mitarbeitern der anderen Betriebe und Gesellschaften des Hoesch-Bereichs. Berichte über die Hauptversammlung und andere Aufsätze, die über die wirtschaftliche Situation des Unternehmens Aufschluß geben,

WER, wie sie soeben beschrieben wurde, entsprachen die Antworten auf die Fragen nach dem Wichtigsten aus WERK UND WIR. Auch hier werden Berichte und Beiträge aus dem Arbeitsbereich an erster Stelle genannt. Das gilt besonders für Berichte über neue technische Anlagen. Es folgen Beiträge über soziale Leistungen und Einrichtungen, über die wirtschaftliche Lage des Unternehmens, über die Arbeit der Betriebsräte und Gewerkschaften, Beiträge zur Freizeitbeschäftigung, über Arbeitsschutz und Weiterbildung.

Im Vordergrund der Erwartungen an eine Werkzeitschrift steht also deutlich die Befriedigung des Informationsbedürfnisses über betriebliche und betriebsnahe Ereignisse. Die betrieblichen Themen, die man in erster Linie liest, umfassen Geschehnisse im Betrieb und darunter vor allem diejenigen, die Veränderungen und Neuerungen an den technischen Anlagen zum Gegenstand haben. Je betriebs- und arbeitsferner die Beiträge sind, desto weniger wichtig erscheinen sie. Das bedeutet natürlich nicht, daß man diesen Themen ablehnend gegenübersteht; aber sie werden mehr als „Zugabe“ verstanden.

Was man vermißt

Rund ein Drittel der Befragten übte Kritik daran, daß zu bestimmten Themen in WERK UND WIR fast keine Beiträge gebracht werden, und rund die Hälfte möchte über bestimmte Themen mehr lesen, als bisher geschrieben wurde. Besonders den Beschäftigten des Bergbaus scheinen innerbetriebliche und sonstige betriebsbezogene Themen entweder nicht ausführlich genug (für 39 v. H. der Bergbauangestellten) behandelt, oder man führt Betriebsgeschehnisse auf, über die WERK UND WIR bisher noch nicht berichtet hat, aber berichten sollte. Von vielen Mitarbeitern unserer weiter-

verarbeitenden Werke und Gesellschaften wird, auf ihren Arbeitsbereich bezogen, die gleiche Kritik vorgebracht. Die Themen, die in WERK UND WIR ganz vermisst oder nach Ansicht der Befragten nicht ausführlich genug behandelt werden, sind außerordentlich unterschiedlich. Genannt wurden unter anderem Untertagearbeiten, Berichte über sportliche Ereignisse, Frauenfragen, steuerliche und arbeitsrechtliche Fragen.

Der Informationswert von WERK UND WIR

Die hier dargestellten Untersuchungsergebnisse lassen deutlich erkennen, daß die Belegschaftsmitglieder in der Werkzeitschrift in erster Linie ein Mittel zu ihrer Information erblicken. Berichte aus der Werkzeitschrift sind deshalb eine der wichtigsten Quellen der persönlichen Informationen. WERK UND WIR wird vor allem von den pensionierten Arbeitern (80 v. H.) und den pensionierten Angestellten (77 v. H.) als wichtigste Informationsquelle genannt. Jeder zweite der aktiven Arbeiter (51 v. H.) und annähernd jeder zweite der aktiven Angestellten (45 v. H.) urteilt in gleicher Weise. Man kann also sagen, daß der Werkzeitschrift als Informationsmittel eine ganz erhebliche Bedeutung zukommt.

Die Untersuchung sollte auch eine Antwort auf die Frage geben, ob die Belegschaftsmitglieder durch die Werkzeitschrift eine bessere Kenntnis der Hoesch AG erhalten haben. Rund 90 v. H. aller befragten Gruppen geben an, daß sie den gesamten Hoesch-Kreis durch die Werkzeitschrift besser kennengelernt haben. Die Hilfe der Werkzeitschrift beim Kennenlernen des eigenen Betriebes wird dagegen nicht ganz so einheitlich beurteilt. Das gilt besonders für die Bezieher der allgemeinen Ausgabe, die verständlicherweise nicht in der gleichen Ausführlichkeit über einzelne Betriebe und Betriebsstellen berichten kann, wie es für die Westfalenhütte und für den Bergbau in deren Ausgaben möglich ist.

Unfallverhütung

Die Untersuchung ist auch der Frage nachgegangen, welchem Interesse Veröffentlichungen über Unfallverhütung bei der Belegschaft begegnen. Nur wenige Befragte meinten, daß bereits zuviel über dieses Thema in der Werkzeitschrift geschrieben sei. Dementsprechend sind mehr als 50 v. H. aller befragten Arbeiter, darunter 63 v. H. der Bergarbeiter und 38 v. H. aller befragten Angestellten der Meinung, daß noch mehr über Unfallverhütung gebracht werden sollte.

Weiterbildung und Mitbestimmung

Auch die Beiträge von WERK UND WIR zur Weiterbildung beurteilen die Befragten in hohem Maße positiv. 80 v. H. der Arbeiter und 74 v. H. der Angestellten bejahen die Frage, ob WERK UND WIR zur Fort- und Weiterbildung beiträgt. Da Hoesch ein Mitbestimmungsunternehmen ist und man mitverantworten und mitbestimmen natürlich nur dann kann, wenn man richtig und umfassend informiert ist, befriedigten gerade diese Antworten. Auch lag es nahe, die Frage zu stellen, ob die Mitarbeiter glauben, daß der Mitbestimmungsgedanke durch WERK

UND WIR gefördert wird. 60 v. H. der Befragten brachten zum Ausdruck, daß dies der Fall sei. Diese Ansicht wird bei der Westfalenhütte und in den untersuchten Betrieben der Weiterverarbeitung etwas stärker vertreten als im Bergbau.

Meinungen zur Westfalenhütte- und zur Bergbauausgabe

Bekanntlich erscheint WERK UND WIR in einer allgemeinen Ausgabe und in je einer besonderen Ausgabe für die Westfalenhütte und den Bergbau. Diese drei Ausgaben sollen den besonderen Bedürfnissen der verschiedenen Bereiche unseres Unternehmens und ihrer Mitarbeiter entsprechen. Die Urteile der befragten Mitarbeiter der Westfalenhütte lauten mit weni-

heit steht das Büchlein „Uns bleibt das Staunen“, die Jahresgabe 1963 „Mächtig ist das Wort“ nimmt die dritte Stelle ein.

Aus diesem Ergebnis ist zu schließen, daß die Jahresgaben mit überwiegend informativem und belehrendem Inhalt das stärkere Interesse bei den Lesern fanden. Erfreulich ist auch, daß die Jahresgabe gern von den Familienangehörigen – von den Ehegatten und den Kindern – gelesen wird und auch an Bekannte und Freunde ausgeliehen wird. Es ist auch leicht erklärlich, daß die Jahresgaben ganz besonders unseren Pensionären gefallen, denn sie haben mehr Muße, sich in diese Bücher zu vertiefen. Die Pensionäre sind es auch, die die Büchlein an einen verhältnismäßig großen Personenkreis ausleihen. Für sie stellen die Jahresgaben wie auch

Die Informationsquellen der Befragten	Werk und Wir	Arbeitskollegen	Betriebsrat	Schwarzes Brett	Vorgesetzte	Sonstige Quelle
Von je hundert der Befragten antworteten:						
Arbeiter	51	16	13	6	1	13
Angestellte	45	26	4	0	6	19

gen Ausnahmen, daß der Westfalenhüttenteil so bleiben oder gar erweitert, aber auf keinen Fall gekürzt werden solle. Unter den Bergleuten spricht sich sogar die überwiegende Mehrzahl für eine Ausweitung des Bergbauteils aus: bei den Angestellten etwa die Hälfte, bei den Arbeitern etwa ein Drittel. Hier wurden auch ganz bestimmte Wünsche geäußert, über bestimmte Fragen mehr und ausführlicher unterrichtet zu werden.

Die Jahresgaben im Urteil der Leser

Ein erfreuliches Urteil fällten die Befragten auch über die seit 1956 alljährlich erscheinenden Jahresgaben. Das letzte vor der Befragung erschienene Büchlein war der Band „Uns bleibt das Staunen“. In der Untersuchung wurde zunächst gefragt, ob diese Jahresgabe gefallen habe. Rund drei Viertel der befragten Arbeiter und Angestellten und fast 90 v. H. der Pensionäre beantworteten diese Frage positiv. Wenn jeder fünfte Arbeiter und Angestellte und jeder zehnte Pensionär kein Urteil abgab, da er das Buch noch nicht gelesen hatte, so ist daraus wohl nicht ohne weiteres auf mangelndes Interesse zu schließen. Gewiß wird die Jahresgabe bei vielen Mitarbeitern im Bücherschrank bleiben, und es werden einmal Stunden kommen, in denen der Empfänger oder einer seiner Angehörigen nach dem Büchlein greift.

Da zum Zeitpunkt der Befragung schon neun Jahresgaben erschienen waren und die Belegschaft in diesen neun Jahren sich in ihrer Zusammensetzung verändert hat, ist es schwierig, eine endgültige Antwort auf die Frage zu bekommen, welche Jahresgabe die meiste Zustimmung gefunden hat. Dies vorausgesetzt: die Jahresgabe 1962 mit den Titel „Aufbruch ins Revier“ hatte den größten Anklang gefunden. An zweiter Stelle in der Häufigkeit der Belieb-

WERK UND WIR ein auch nach ihrem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst stark bleibendes Band der Zusammengehörigkeit mit Hoesch dar.

Auch unsere Geschäftsfreunde schätzen WERK UND WIR

Abschließend hat sich die Sozialforschungsstelle auch bemüht, festzustellen, wie unsere Kunden und Lieferanten WERK UND WIR einschätzen. Dabei wählte man den Weg, diejenigen Mitarbeiter zu befragen, die ständigen Kontakt mit unseren Geschäftsfreunden haben. Natürlich führt ein solches Vorgehen zu keinem repräsentativen Ergebnis wie die Umfrage unter den Betriebsangehörigen, aber immerhin läßt sich aus den Beobachtungen und Meinungsäußerungen der Mitarbeiter, die unsere Abnehmer kennen, soviel ablesen, daß WERK UND WIR auch draußen gern gesehen und viel gelesen wird und damit eine gute Visitenkarte für Hoesch bedeutet.

Zusammenfassend ...

Also können wir sagen, daß WERK UND WIR auf dem richtigen Wege ist. Innerhalb und außerhalb unserer Werkszäune erfreuen sich unsere Werkzeitschrift und mit ihr unsere Jahresgabe großer Beliebtheit. Die Mitarbeiter der drei Ausgaben haben sich über dieses Ergebnis der so wissenschaftlich und sachlich durchgeführten Untersuchung aufrichtig gefreut; besser hätte die Untersuchung auch kaum ausfallen können.

Dr. Harald Koch

Die Untersuchung erscheint in Kürze unter dem Titel „Werkzeitschrift und Leser – Untersuchung über WERK UND WIR“ als Heft 2 der Reihe „Materialien aus der empirischen Sozialforschung“, herausgegeben von der unter Leitung von Professor Helmut Schelsky stehenden Sozialforschungsstelle an der Universität Münster in Dortmund. Die Untersuchung kann gegebenenfalls über WERK UND WIR bezogen werden.

UNSERE JAHRESGABE 1965/66



Eugen Roth sagte einmal über sein Werk: „Daß unter meinen Lesern neben Nobelpreisträgern auch Schulbuben sind, freut mich besonders und gibt mir das Vertrauen, daß ich auf dem rechten Weg bin.“

In jedem Jahr ist es das gleiche: werden die Tage kurz und die Nächte lang, tauchen die ersten Fragen auf, und je mehr die Tage abnehmen, desto mehr Fragen werden gestellt – Fragen, ob denn auch diesmal zu Weihnachten eine Jahresgabe erscheine, wie sie wohl aussähe, welchen Inhalt sie habe und wann sie ausgeliefert werde.

Hier ist die Antwort: Die Jahresgabe 1965/66 trägt den Titel „Jahraus – jahrein“ und wird noch vor Weihnachten auf dem Tisch unserer Belegschaftsmitglieder, Pensionäre und Geschäftsfreunde liegen. Was sie will, wessen Handschrift sie trägt und wodurch sie sich von ihren Vorgängern unterscheidet, hat Dr. Harald Koch dem Buch in einem Geleitwort vorangestellt. Er schreibt: »Den Mitarbeitern und Freunden des Hauses Hoesch legt WERK UND WIR, die Werkzeitschrift der Hoesch AG, auch an dieser Jahreswende 1965/66 eine Jahresgabe in die Hand; eine Jahresgabe anderer Art freilich, als es die letzten waren, in denen es um Grundfragen unseres Daseins ging: um die ausstrahlende Kraft des Wortes, das Geschichte machte, in „Mächtig ist das Wort“; um Geheimnis, um Größe und Schönheit der Schöpfung in „Uns bleibt das Staunen“ und schließlich in „Erkennst du deinen Bruder nicht?“, wie wir es mit unse- resgleichen, den Menschen anderer Nationen, Rassen und Religionen, halten. Das waren Bücher also, die in ihrem Grundton tieferst waren und schwere Kost brachten. Um so schöner ist es für uns, zu wissen, daß sie sich weit über den Kreis unserer Mitarbeiter und unserer Pensionäre hinaus – und für diesen Kreis sind die Jahresgaben ja zuallererst bestimmt – viele Freunde gemacht haben.

Mit heiterem Grundton

Nun aber wollten wir – wie in unseren ersten Jahresgaben – einmal wieder einen heiteren Grundton anschlagen. Doch darauf, unseren Lesern ein wenig Stoff zum Nachdenken zu geben, wollten wir auch diesmal nicht verzichten. Deshalb haben wir einem Mann die Gestaltung der neuen Jahresgabe übertragen, der als der Großmeister heiterer Nachdenklichkeit

bei uns zu Lande gelten darf. Vielen unserer Leser braucht man über Eugen Roth nichts mehr zu sagen; sie haben seine Verse entweder im Bücherschrank oder – noch besser – im Kopf. Wer aber bisher noch nicht von ihm gehört oder gelesen hat, der wird, wenn er dieses Büchlein aus der Hand legt, ganz gewiß auch fröhlich Freundschaft mit ihm geschlossen haben.«

Begegnung mit einem lebensweisen Poeten

An dieser Stelle wollen wir das Vorwort unterbrechen, um unsere Leser näher mit Eugen Roth bekannt zu machen oder eine alte Freundschaft mit diesem lebensweisen Poeten zu vertiefen, der einmal gesagt hat: „Das Leben ist für mich weniger ein ‚großes Schauspiel‘ als die Summe von ‚kleinen Tragödien‘, nicht gerade der eigenen als der, um deretwillen mir die Menschen leid tun.“

Eugen Roth, 1895 in München geboren, sah als Zwanzigjähriger sein erstes Gedicht veröffentlicht. „Ich war kindisch genug zu glauben“, erinnert er sich heute, „jeder müßte es gelesen haben und mich darauf ansprechen. Später bin ich bescheidener geworden, obwohl sich der Anfang nicht schlecht anließ. Viele namhafte Zeitschriften brachten meine Gedichte, und gleich nach dem Krieg verlegte Kurt Wolff in seiner Reihe ‚Der Jüngste Tag‘ ein Lyrik-Bändchen: ‚Die Dinge, die unendlich uns umkreisen.‘ Bald aber wurde es stiller, und da mein Vater ein Gelegenheitsdichter und Zeitungsschreiber war, verfiel ich dem Journalismus und der Reimschmiederei; freilich nicht, ohne Nächte hindurch an Dramen zu arbeiten, die verschollen sind, an Gedichten, die zwar gedruckt wurden, aber wenig Widerhall fanden, und an Erzählungen, für die ich Jahre später erste Preise bekam und die erst nach 20 Jahren, ja, zum Teil erst heute, als Bücher gedruckt wurden.“

Dennoch verdankt Eugen Roth seine große Beliebtheit auch heute noch nicht seinen erzählerischen, dramatischen oder lyrischen Arbeiten, sondern vor allem den „Ein Mensch...“-Gedichten, über deren Ursprung er uns berichtet: „Tausendmal bin ich gefragt worden, wie der

erste heitere Versband ‚Ein Mensch‘ entstanden ist – die folgenden Bücher sind ja nur Zweige an diesem ersten Wunderbaum, der mir zu Nutz und zahlreichen Lesern zu Frommen so wohl gewachsen ist.

Ende der zwanziger Jahre entstand „Ein Mensch...“

Also will ich's erzählen: Heitere Gedichte habe ich schon als Kind gemacht, für die engste Familie, später habe ich mir mit Gelegenheitsversen mein erstes Goldstück verdient. Eines Tages, Ende der zwanziger Jahre, schrieb ich ohne viel zu denken, das eine oder andere Gedicht auf, das mit ‚Ein Mensch‘ begann. Als ich genügend Gedichte beisammen zu haben glaubte, zeigte ich sie meinem Freunde Ernst Heimeran, der aber damals meinte, er verlege keinen Humor. Und auch keiner der andern Verleger, denen ich sie anbot, wollte sie haben. Da kam der April 1933, ich mußte versuchen, als freier Schriftsteller etwas zu verdienen. Einzig der ‚Simplicissimus‘ hatte den Mut, der Reihe nach an die 30 dieser Gedichte zu bringen. Aber auch das führte nicht zu einer Buchveröffentlichung; das Schicksal, das Bücher ja sprichwörtlich haben, wählte einen anderen Weg. Ich hatte Ernst Heimeran vorgeschlagen, ein ‚Trostbüchlein‘ zusammenzustellen; ich vergaß wieder darauf, aber eines Tages überraschte er mich mit der Mitteilung, er habe das inzwischen selbst gemacht und auch zwei meiner Gedichte aufgenommen.

Und just diese zwischen allerlei klassischen Sentenzen und volkstümlichen Redensarten versteckten Gedichte fand ein Weimarer Verleger. Er wollte sie eigentlich nur für eine Zeitschrift entleihen und erfuhr, daß diese beiden Gedichte aus einer bereits stark angewachsenen Sammlung stammten, die nur auf den Drucker wartete. Ein halbes Jahr darauf kam das Buch ‚Ein Mensch‘ heraus; den Umschlag, eine menschliche Gestalt mit einem roten Herzen, hatte ich selbst erdacht. Karl Arnold, der berühmte Zeichner, hatte ihn ausgeführt.“

Seither schreibt Eugen Roth vorwiegend heitere Verse und Prosa, die im Verlag Carl Hauser, München, erschienen sind: „Ein Mensch“, „Mensch und Unmensch“, „Der letzte Mensch“, „Der Wunderdoktor“, „Gute Reise“, „Eugen Roths Tierleben“, „Unter Brüdern“, „Sammel-surium“, „Lebenslauf in Anekdoten“, „Der Weg übers Gebirg“ und manches andere.

„Daß unter meinen Lesern neben Nobelpreisträgern auch Schulbuben sind, freut mich besonders und gibt mir das Vertrauen, daß ich auf dem rechten Weg bin.“ Mit diesem bescheiden-stolzen Wort Eugen Roths wollen wir den Abstecher zu dem im Januar 70 Jahre alt gewordenen Gestalter unserer Jahresgabe 1965/66 beschließen und zum Geleitwort des Büchleins zurückkehren, in dem es über das in diesem Jahr gewählte Thema heißt:

Ein Gang durch das Jahr

„Jahraus – jahrein“: ein Gang durch die zwölf Monate des Jahres soll uns daran erinnern, daß es trotz Kühlschranks und Zentralheizung noch Frühling, Sommer, Herbst und Winter gibt, soll uns mahnen, nicht zu vergessen, welch ein Geschenk auch in diesem Wechsel liegt, der unser Leben bereichert, wenn wir ihn nur recht wahrnehmen und genießen. „Jahraus – jahrein“ – das scheint uns gerade für eine Jahresgabe ein glückliches Thema zu sein. Und so hoffen wir, daß dieses kleine Buch sich als treuer und liebenswerter Begleiter durch das Jahr 1966 bewähre, für das wir allen unseren Lesern von Herzen Glück und Segen wünschen.«

EIN BILD KINDLICH- HEITERER FRÖMMIG- KEIT

In eine rauhe, zerklüftete Gebirgslandschaft versetzte dieser Maler – er lebte im 16. Jahrhundert – die Geburt des Christuskindes. In einer dunklen Höhle liegt das Jesuskind in einem Korb, über dessen Rand Ochs und Esel schauen. Vor der Höhle ruht auf rotem Lager die Gottesmutter in blauem Gewand. Sie weist mit der linken Hand auf die beiden Frauen, die das Kind baden. Maria und dem Kind den Rücken zugewandt, sitzt Josef auf einem Stein vor einer Gestalt in blauem Fellgewand, die auf ihn einspricht. Wir wissen nicht, ob es ein Versucher ist, der in Josef Zweifel an dem göttlichen Geschehen erwecken will, ein Hirt oder der Prophet Isaias. Leicht zu verstehen dagegen ist die darüber dargestellte Szene, in der ein Engel dem Hirten die frohe Botschaft verkündet. Vom Himmel selbst geht ein Strahlenbündel mit einem Stern aus, der über der Höhle steht. Oben auf dem Felsengipfel singen Engel den Lobpreis; darunter reiten die Heiligen Drei Könige. Auf goldenen Grund mit Temperafarben gemalt, gehört dieses kleine Altarbild zu den schönsten des Ikonen-Museums in Recklinghausen. Es strahlt wie viele dieser Bilder eine kindlich-heitere Frömmigkeit aus, der sich kaum ein Betrachter verschließen kann.



DER BRUNNEN DER WEISEN MÄNNER

Selma Lagerlöf, eine schwedische Volksschullehrerin, erhielt 1909 für ihren Roman „Gösta Eerling“ den Nobelpreis. Neben diesem Roman, der zu einem Welterfolg sondergleichen wurde, sind es die Prosastücke und Märchen, die den Namen der Dichterin noch heute – 25 Jahre nach ihrem Tode – lebendig erhalten. Aus den „Christuslegenden“ haben wir als Weihnachts-erzählung die Geschichte von den drei Weisen ausgewählt, die durch ihre Schlichtheit wie durch die Kraft ihrer Bilder besticht.

In dem alten Lande Juda zog die Dürre umher, hohläugig und herb wanderte sie über gelbes Gras und verschrumpfte Disteln.

Es war Sommerzeit. Die Sonne brannte auf schattenlose Bergrücken, und der leiseste Wind wirbelte dichte Wolken von Kalkstaub aus dem weiß-grauen Boden, die Herden standen in den Tälern um die versiegten Bäche geschart.

Die Dürre ging umher und prüfte die Wasservorräte. Sie wanderte zu Salomons Teichen und sah seufzend, daß ihre felsigen Ufer noch eine Menge Wasser umschlossen. Dann ging sie hinunter zu dem berühmten Davidsbrunnen bei Bethlehem und fand auch dort Wasser. Hierauf wanderte sie mit schleppenden Schritten über die große Heerstraße, die von Bethlehem nach Jerusalem führt.

Als sie ungefähr auf halbem Wege war, sah sie den Brunnen der weisen Männer, der dicht am Wegsaume liegt, und sie merkte sogleich, daß er nahe am Versiegen war. Die Dürre setzte sich auf die Brunnenschale, die aus einem einzigen großen ausgehöhlten Stein besteht, und sah in den Brunnen hinunter. Der blanke Wasserspiegel, der sonst ganz nahe der Öffnung sichtbar zu werden pflegte, war tief hinabgesunken, und Schlamm und Morast vom Grunde machten ihn unrein und trübe. Als der Brunnen auf seinem matten Spiegel das braungebrannte Gesicht der Dürre sich abzeichnen sah, ließ er ein Plätschern der Angst hören.

„Ich möchte wohl wissen, wann es mit dir zu Ende gehen wird“, sagte die Dürre, „du kannst wohl dort unten in der Tiefe keine Wasserader finden, die käme und dir neues Leben gäbe. Und von Regen kann, Gott sei Dank, vor zwei, drei Monaten keine Rede sein.“

„Du magst ruhig sein“, seufzte der Brunnen. „Nichts kann mir helfen. Da wäre zum mindesten ein Quell aus dem Paradies vonnöten.“

„Dann will ich dich nicht verlassen, bevor alles zu Ende ist“, sagte die Dürre. Sie sah, daß der alte Brunnen in den letzten Zügen lag, und nun wollte sie die Freude haben, ihn Tropfen für Tropfen sterben zu sehen.

Sie setzte sich wohlgemut auf dem Brunnennrande zurecht und freute sich zu hören, wie der Brunnen in der Tiefe seufzte. Sie hatte auch großes Wohlgefallen daran, durstige Wanderer herankommen zu sehen, zu beobachten, wie sie den Eimer hinuntersenkten und ihn mit nur wenigen Tropfen schlammvermengten Wassers vom Grund heraufzogen.

So verging der ganze Tag, und als die Dunkelheit anbrach, sah die Dürre wieder in den Brunnen hinunter. Es blinkte noch ein wenig Wasser dort unten. „Ich bleibe hier, die ganze Nacht über“, rief sie, „spute dich nur nicht. Wenn es so hell ist, daß ich wieder in dich hinabsehen kann, ist es sicherlich zu Ende mit dir.“

Die Dürre kauerte sich auf dem Brunnendache zusammen, während die heiße Nacht, die noch

EINE LEGENDE VON SELMA LAGERLÖF



grausamer und qualvoller war als der Tag, sich auf das Land Juda herniedersenkte. Hunde und Schakale heulten ohne Unterlaß, und durstige Kühe und Esel antworteten ihnen aus ihren heißen Ställen. Wenn sich zuweilen der Wind regte, brachte er keine Kühlung, sondern war heiß und schwül wie die keuchenden Atemzüge eines großen, schlafenden Ungeheuers.

Aber die Sterne leuchteten im allerholdesten Glanz, und ein kleiner, flimmernder Neumond warf ein grünblaues Licht über die grauen Hügel. Und in diesem Schein sah die Dürre eine große Karawane zum Hügel hinaufziehen, auf dem der Brunnen der weisen Männer lag.

Die Dürre saß und blickte auf den langen Zug und frohlockte aufs neue bei dem Gedanken an all den Durst, der zum Brunnen heraufzog und keinen Tropfen Wasser finden würde, um gelöscht zu werden. Da kamen so viele Tiere und Führer, daß sie den Brunnen hätten leeren können, selbst wenn er ganz voll gewesen wäre. Plötzlich wollte es ihr scheinen, als sei etwas Ungewöhnliches, etwas Gespenstisches um diese Karawane, die durch die Nacht daherzog. Alle Kamele kamen erst auf einem Hügel zum Vorschein, der gerade bis zum Horizont hinaufragte; es war, als wären sie vom Himmel herniedergestiegen. Sie sahen im Mondlicht größer aus als gewöhnliche Kamele und trugen allzu leicht die ungeheuren Bürden, die auf ihnen lasteten.

Aber sie konnte doch nichts anderes glauben, als daß sie ganz wirklich wären, denn sie sah sie ja ganz deutlich. Sie konnte sogar unterscheiden, daß die drei vordersten Tiere Dromedare waren, Dromedare mit grauem, glänzendem Fell, und daß sie reich gezäumt, mit befranstem Schabracken gesattelt waren und schöne, vornehme Reiter trugen.

Der ganze Zug machte beim Brunnen halt, die Dromedare legten sich mit dreimaligem scharfem Einknicken auf den Boden, und ihre Reiter stiegen ab. Die Packkamele blieben stehen, und wie sich ihrer immer mehr versammelten, schienen sie eine unübersehbare Wirrnis von hohen Hälsen und Buckeln und wunderbar aufgestapelten Bepackungen zu bilden.

Die drei Dromedarreiter kamen sogleich auf die Dürre zu und begrüßten sie, indem sie die Hand an Stirn und Brust legten. Sie sah, daß sie blendend weiße Gewänder und ungeheure Turbane trugen, an deren oberem Rand ein klar funkelnder Stern befestigt war, der leuchtete, als sei er geradewegs vom Himmel herabgekommen.

„Wir kommen aus einem fernen Land“, sagte der eine der Fremdlinge, „und wir bitten dich, sag uns, ob dies wirklich der Brunnen der weisen Männer ist.“

„Er wird heute so genannt“, sagte die Dürre, „aber morgen gibt es hier keinen Brunnen mehr. Er wird heute nacht sterben.“

„Das leuchtet mir wohl ein, da ich dich hier sehe“, sagte der Mann. „Aber ist dies denn nicht einer der heiligen Brunnen, die niemals versiegen? Oder woher hat er sonst seinen Namen?“

„Ich weiß, daß er heilig ist“, sagte die Dürre, „aber was kann das helfen! Die drei Weisen sind im Paradies.“

Die drei Wanderer sahen einander an. „Kennst du wirklich die Geschichte des alten Brunnens?“ fragten sie.

„Ich kenne die Geschichte aller Brunnen und Flüsse, Bäche und Quellen“, sagte die Dürre stolz.

„Mach uns doch die Freude und erzähl sie uns“, baten die Fremdlinge. Und sie setzten sich um die Feindin alles Wachsenden und lauschten.

Die Dürre räusperte sich und rückte sich auf dem Brunnenrande zurecht wie ein Märchen-erzähler auf seinem Hochsitz; dann begann sie zu erzählen.

„In Gabes in Medien, einer Stadt, die dicht am Rande der Wüste liegt, und die mir daher oft eine liebe Zuflucht war, lebten vor vielen Jahren drei Männer, die ob ihrer Weisheit berühmt waren. Sie waren auch sehr arm, und das war etwas sehr Ungewöhnliches, denn in Gabes wurde das Wissen hoch in Ehren gehalten und reichlich bezahlt. Aber diesen drei Männern konnte es kaum anders gehen, denn der eine von ihnen war über die Maßen alt, einer war mit dem Aussatz behaftet, und der dritte war ein schwarzer Mann mit wulstigen Lippen. Die Menschen hielten den ersten für zu alt, um sie etwas lehren zu können, dem zweiten wichen sie aus Furcht vor Ansteckung aus, und dem dritten wollten sie nicht zuhören, weil sie zu wissen glaubten, daß noch nie Weisheit aus Äthiopien gekommen wäre.

Die drei Weisen schlossen sich jedoch in ihrem Unglück einander an. Sie bettelten tagsüber an derselben Tempelpforte und schliefen nachts auf demselben Dache. Auf diese Weise konnten sie sich wenigstens dadurch die Zeit verkürzen, daß sie gemeinsam über alles Wunderbare nachgrübelten, das sie an Dingen und Menschen bemerkten.

Eines Nachts, als sie Seite an Seite auf einem Dache schliefen, das dicht mit rotem, betäubendem Mohn bewachsen war, erwachte der älteste von ihnen, und kaum hatte er einen Blick

um sich geworfen, als er auch schon die beiden anderen weckte.

„Gepriesen sei unsere Armut, die uns nötigt, im Freien zu schlafen“, sprach er zu ihnen. „Wacht auf und erhebt eure Blicke zum Himmel.“

„Nun wohl“, sagte die Dürre mit etwas milderer Stimme, „dies war eine Nacht, die keiner, der sie gesehen hat, vergessen kann. Der Raum war so hell, daß der Himmel, der zumeist doch einem festen Gewölbe gleicht, nun tief und durchsichtig erschien und mit Wogen erfüllt wie ein Meer. Das Licht wallte droben auf und nieder, und die Sterne schienen in verschiedenen Tiefen zu schwimmen, einzelne mitten in den Lichtquellen, andere auf deren Oberfläche.

Aber ganz fern, hoch oben, sahen die drei Männer ein schwaches Dunkel auftauchen. Und dieses Dunkel durchheilte den Raum wie ein Ball und kam immer näher, und wie es so herankam, begann es sich zu erhellen, aber es erhellte sich so wie Rosen – möge Gott sie alle welken lassen –, wenn sie aus der Knospe springen. Es wurde immer größer, und die dunkle Hülle darum ward nach und nach gesprengt, und das Licht strahlte in vier klaren Blättern zu seinen Seiten aus. Endlich, als es so tief herniedergekommen war wie der nächste der Sterne, machte es halt. Da bogen sich die dunklen Enden ganz zur Seite, und Blatt um Blatt entfaltete sich schönes, rosenfarbenes Licht, bis es gleich einem Stern unter Sternen strahlte.

Als die armen Männer dies sahen, sagte ihnen ihre Weisheit, daß in dieser Stunde auf Erden ein mächtiger König geboren werde, einer, dessen Macht höher steigen sollte als die Cyrus' oder Alexanders. Und sie sagten zueinander: „Lasset uns zu den Eltern des Neugeborenen gehen und ihnen sagen, was wir gesehen haben. Vielleicht lohnen sie es uns mit einem Beutel Münzen oder einem Armband aus Gold.“

Sie ergriffen ihre langen Wanderstäbe und machten sich auf den Weg. Sie wanderten durch die Stadt und hinaus zum Stadttor, aber da standen sie einen Augenblick unschlüssig, denn jetzt breitete sich vor ihnen die große Wüste, die die Menschen verabscheuen. Da sahen sie, wie der neue Stern einen schmalen Lichtstreifen über den Wüstensand warf, und sie wanderten voll Zuversicht weiter mit dem hellen Stern als Wegweiser.

Sie gingen die ganze Nacht über das weite Sandfeld, und auf ihrer Wanderung sprachen sie von dem jungen, neugeborenen König, den sie in einer Wiege aus Gold schlafend finden würden, mit Edelsteinen spielend. Sie kürzten die Stunden der Nacht, in dem sie davon sprachen, wie sie vor seinen Vater, den König, und seine Mutter, die Königin, treten und ihnen sagen würden, daß der Himmel ihrem Sohne Macht und Stärke, Schönheit und Glück verheiße, größer als Salomons Glück.

Sie brüsteten sich damit, daß Gott sie erkoren hatte, den Stern zu sehen. Sie sagten sich, daß die Eltern des Neugeborenen sie nicht mit weniger als zwanzig Beuteln Gold entlohn könnten, vielleicht würden sie ihnen sogar so viel geben, daß sie niemals mehr die Qualen der Armut zu fühlen brauchten.“

„Ich lag wie ein Löwe in der Wüste auf der Lauer“, fuhr die Dürre fort, „um mich mit allen Qualen des Durstes auf diese Wanderer zu stürzen; aber sie entkamen mir, die ganze Nacht führte der Stern sie, und am Morgen, als der Himmel sich erhellte und die anderen Sterne verblichen, blieb dieser beharrlich und leuchtete über der Wüste, bis er sie zu einer Oase geführt hatte, wo sie eine Quelle und Dattelbäume fanden. Da ruhten sie den ganzen Tag, und erst mit sinkender Nacht, als sie den Sternstrahl wieder den Wüstensand umranden sahen, gingen sie weiter.“

„Nach Menschenweise geurteilt“, fuhr die Dürre fort, „war es eine schöne Wanderung. Der Stern geleitete sie, daß sie weder zu hungern noch zu dürsten brauchten. Er führte sie an den scharfen Disteln vorbei, er vermied den tiefen, losen Flugsand, sie entgingen dem grellen Sonnenschein und den heißen Wüstenstürmen. Die drei Weisen sagten beständig zueinander: ‚Gott schützt uns und segnet unsere Wanderung. Wir sind seine Sendboten.‘“

„Aber so allmählich gewann ich doch Macht über sie“, erzählte die Dürre weiter, „und in einigen Tagen waren die Herzen dieser Sternwanderer in eine Wüste verwandelt, ebenso trocken wie die, durch die sie wanderten. Sie waren mit unfruchtbarem Stolz und versengender Gier erfüllt.“

„Wir sind Gottes Sendboten“, wiederholten die drei Weisen, „der Vater des neugeborenen Königs belohnt uns nicht zu hoch, wenn er uns eine mit Gold beladene Karawane schenkt.“ Endlich führte der Stern sie über den vielberühmten Jordanfluß und hinauf zu den Hügeln des Landes Juda. Und eines Nachts blieb er über der kleinen Stadt Bethlehem stehen, die unter grünen Olivenbäumen auf einem felsigen Hügel hervorschimmert.

Die drei Weisen sahen sich nach Schlössern und befestigten Türmen und Mauern und allem anderen um, was zu einer Königsstadt gehört, aber davon sahen sie nichts. Und was noch schlimmer war, das Sternenlicht leitete sie nicht einmal in die Stadt hinein, sondern blieb bei einer Grotte am Wegsaum stehen. Da glitt das milde Licht durch die Öffnung hinein und zeigte den drei Wanderern ein kleines Kind, das im Schoße seiner Mutter lag und in den Schlaf gesungen wurde.

Aber ob auch die drei Weisen nun sahen, daß das Licht gleich einer Krone das Haupt des Kindes umschloß, blieben sie doch vor der Grotte stehen. Sie traten nicht ein, um dem Kleinen Ruhm und Königreiche zu prophezeien. Sie wendeten sich, und ohne ihre Gegenwart zu verraten, flohen sie vor dem Kinde und gingen wieder den Hügel hinan.

„Sind wir zu Bettlern ausgezogen, die ebenso arm und gering sind wie wir selber?“ sagten sie. „Hat Gott uns hierher geführt, damit wir unseren Scherz treiben und dem Sohn eines Schafhirten alle Ehren weissagen? Dieses Kind wird nie etwas anderes erreichen, als hier im Tale seine Herden zu hüten.“

Die Dürre hielt inne und nickte ihren Zuhörern

bekräftigend zu. Hab ich nicht recht?, schien sie sagen zu wollen. Es gibt mancherlei, was dürrer ist als Wüstensand. Aber nichts ist unfruchtbarer als das Menschenherz.

„Die drei Weisen waren nicht lange gegangen, als es ihnen einfiel, daß sie sich wohl verirrt hätten, dem Sterne nicht richtig gefolgt wären“, fuhr die Dürre fort, „und sie hoben ihre Augen empor, um den Stern und den rechten Weg wiederzufinden. Aber da war der Stern, dem sie vom Morgenlande her gefolgt waren, vom Himmel verschwunden.“

Die drei Fremdlinge machten eine heftige Bewegung, ihre Gesichter drückten tiefes Leiden aus.

„Was sich nun begab“, begann die Sprecherin von neuem, „ist, nach Menschenart zu urteilen, vielleicht etwas Erfreuliches. Gewiß ist, daß die drei Männer, als sie den Stern nicht mehr sahen, sogleich begriffen, daß sie gegen Gott gesündigt hatten. Und es geschah mit ihnen“, fuhr die Dürre schauernd fort, „was mit dem Boden im Herbst geschieht, wenn die Regenzeit beginnt. Sie zitterten vor Schreck wie die Erde vor Blitz und Donner, ihr Wesen erweichte sich, die Demut sproßte wie grünes Gras in ihren Sinnen empor.“

Drei Tage und drei Nächte wanderten sie im Lande umher, um das Kind zu finden, das sie anbeten sollten. Aber der Stern zeigte sich ihnen nicht, sie verirrt sich immer mehr und fühlten die größte Trauer und Betrübniß. In der dritten Nacht langten sie bei diesem Brunnen an, um zu trinken. Und da hatte Gott ihnen ihre Sünde verziehen, so daß sie, als sie sich über das Wasser beugten, dort tief unten das Spiegelbild des Sternes sahen, der sie aus dem Morgenland herbeigeführt hatte.

Sogleich gewahrten sie ihn auch am Himmelszelt, und er führte sie aufs neue zur Grotte in Bethlehem, und sie fielen vor dem Kinde auf die Knie und sagten: ‚Wir bringen dir Goldschalen voll Räucherwerk und köstliche Gewürze. Du wirst der größte König werden, der auf Erden gelebt hat und leben wird von ihrer Erschaffung bis zu ihrem Untergange.‘ Da legte das Kind seine Hand auf ihre gesenkten Köpfe, und als sie sich erhoben – siehe, da hatte es ihnen Gaben gegeben, größer als ein König sie hätte schenken können. Denn der alte Bettler war jung geworden, und der Aussätzige gesund, und der Schwarze ein schöner, weißer Mann. Und man sagt, sie waren so herrlich, daß sie von dannen zogen und König wurden, jeder in seinem Reich.“

Die Dürre hielt in ihrer Erzählung inne, und die drei Fremdlinge priesen sie. „Du hast gut erzählt“, sagten sie. „Aber es wundert mich, daß die drei Weisen nichts für den Brunnen tun, der ihnen den Stern zeigte. Sollten sie eine solche Wohltat ganz vergessen haben?“

„Muß nicht dieser Brunnen immer da sein“, sagte der zweite Fremdling, „um die Menschen daran zu erinnern, daß sich das Glück, das auf den Höhen des Stolzes entschwindet, in den Tiefen der Demut wiederfinden läßt!“

„Sind die Dahingeschiedenen schlechter als die Lebenden?“ sagte der dritte. „Stirbt die Dankbarkeit bei denen, die im Paradiese leben?“

Aber als sie dieses sagten, fuhr die Dürre mit einem Schrei empor. Sie hatte die Fremdlinge erkannt, sie sah, wer die Wanderer waren. Und sie entfloh wie eine Rasende, um nicht sehen zu müssen, wie die weisen Männer ihre Diener riefen und ihre Kamele, die alle mit Wassersäcken beladen waren, herbeiführten und den armen sterbenden Brunnen mit Wasser füllten, das sie aus dem Paradiese gebracht hatten.

Entnommen dem Buch „Christuslegenden“ von Selma Lagerlöf, erschienen in der Nymphenburger Verlagshandlung, München



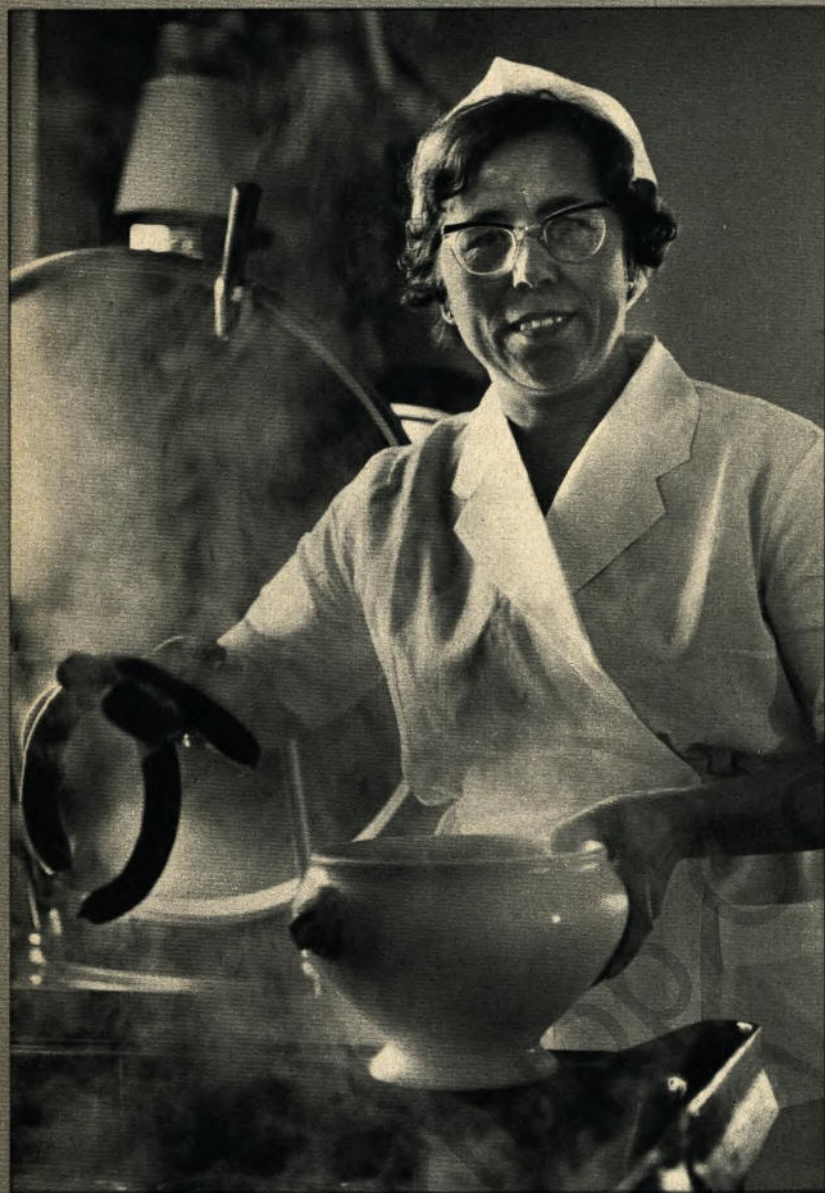
**Zum
Nach-
denken
und
zur
Kritik**

Ich bin beileibe kein Anhänger oder Befürworter unnötiger behördlicher Reglementierungen. Wir sind uns aber doch wohl alle inzwischen darüber klargeworden, daß der Gesamtbereich der Energiewirtschaft einer koordinierten Ordnung bedarf, da der freie Energiemarkt nicht in der Lage ist, die Ordnung unter Berücksichtigung der nationalen Interessen zu gewährleisten. Überdies ist besonders in den letzten Jahren offenbar geworden, daß die Energiewirtschaft von der wirtschaftspolitischen Seite aus gesehen ein unteilbares Ganzes ist. Ihre einzelnen vertikalen und horizontalen Bereiche, wie Kohle-, Mineralöl-, Kernenergie-, Gas- und Elektrizitätswirtschaft sowie die industrielle, bundesbahneigene, kommunale, regionale oder, um ein Beispiel zu nennen, die bayerische Energiewirtschaft sind in Wirklichkeit nur künstlich abgegrenzte Interessengebiete, die

40 v. H. aller Verbesserungsvorschläge, die im vergangenen Jahr von Mitarbeitern in der Industrie der Bundesrepublik eingereicht worden sind, waren verwendbar und wurden prämiert. Die Prä-

Michael Jungblut in
„Die Zeit“ vom 17. September 1965

Sobald das Kraftwerk seine volle Erzeugung erreicht hat, werden neben Mittelprodukten, Filterschlamm und Schleuderkohle täglich noch etwa 700 Tagestonnen Rohfeinkohle bis zu drei Millimeter, also ein schwer absetzbares Produkt, verbraucht. Zusammen mit den 900 Tagestonnen Rohkohle, die von der Steinkohlengas AG bei voller Gaserzeugung der ersten Ausbaustufe aufgenommen werden sollen, werden dann also rund 35 v.H. unserer Förderung unaufbereitet an Ort und Stelle verbraucht. Dies entlastet ganz wesentlich unsere Aufbereitungsanlagen und unseren Versand; vor allem nimmt es uns in schlechten Zeiten die Sorge um unsere schwer absetzbaren Kohlsorten.



*Ich heiße Anneliese Stelter,
bin 44 Jahre alt und arbeite in der Kantine.
Und wenn Sie meinen, daß ich zum Thema
Sicherheit nichts zu sagen hätte,
dann sind Sie auf dem Holzweg.
Ich hab' vor allem dies zu sagen:*

Arbeit in Hetze -

Denn Hetze geht auf Kosten von Überlegung und Umsicht. Und wer nicht mit Umsicht handelt, hat schnell seinen Unfall weg.

Es ist jetzt ein paar Jahre her, da war ich in einem anderen Küchenbetrieb und hatte da einen Chef, der einfach nicht planen und einteilen konnte. Die Folgen davon trugen wir alle, vor allem mittags, wenn die Stoßzeit kam und jeder auf dem Posten sein mußte. Nichts war richtig vorbereitet. Portionen waren zu knapp berechnet, Essenwagen wurden erst in letzter Sekunde beladen; jeder kam mit jedem ins Gehege. Durch den Zeitverlust gab es noch mehr Anlaß zur Hetze.

Einmal hab' ich nur deshalb acht Tage im Krankenhaus gelegen - schüttete mir doch einer in der Aufregung glatt einen siedend heißen Suppenkessel über den Fuß. Hier in der Kan-

tine ist das anders, und man sieht; daß es eben anders geht.

Warum? Weil eben richtig geplant und eingeteilt wird.

Natürlich gibt es immer wieder mal Zeitdruck. Das läßt sich einfach nicht vermeiden. Nur - er darf nicht zur Hetze ausarten, und er darf nicht zur Gewohnheit werden.

Mein Mann, der Hauer auf Kaiserstuhl ist, sagt übrigens genau das gleiche. Unter Zeitdruck passiert immer was. Die Leute werden nervös, fahrig, unsicher, setzen sich über die selbstverstndlichsten Regeln hinweg, und schon ist ein Unfall passiert. Ich kenne allerdings auch Kollegen, die sich ständig selber unter Zeitdruck setzen. Erst wird langsam gemacht, und dann überschlägt man sich. Da mach' ich doch lieber gleichmäßig durch.

ehen Sie zur Arbeitssicherheit?

Sicherheit hat auch etwas mit Organisieren zu tun.

Der Betrieb trägt zur Sicherheit bei

indem er jede Arbeit so einteilt und plant, daß kein unnötiger Zeitdruck entsteht;

indem kein Wirbel gemacht wird, wo mit Ruhe das gleiche erreicht werden kann.

Wir können zur Sicherheit beitragen

indem wir uns selbst an die Einteilung halten;

indem wir nicht hysterisch spielen, wenn's mal ein bißchen Zeitdruck gibt;

indem wir unsere Arbeit so besonnen und umsichtig wie möglich tun.

bei mir nicht!



Also zusammengefaßt:

Wer in Ruhe arbeitet, kommt schneller und sicherer voran.

Wenn es aber mal schnell gehen muß, dann um so mehr die Augen auf!



Das kostbarste Gut eines Volkes sind seine Menschen, in deren Gedanken die Pläne entstehen, deren Hände die Werte schaffen und deren Herzen mutig genug sind, Gefahren auf sich zu nehmen, damit wir und unsere Kinder einer gesicherten Zukunft entgegengehen. Wir schulden ihnen Dank und jede erdenkliche Hilfe. HEINRICH LÜBKE

40

Hoesch AG Bergbau

- 29. 9. 1965 Karl Leske, Metallhandwerker
Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 1. 12. 1965 Wilhelm Barke, Hauer
Schachtanlage Emil-Emscher
- 1. 12. 1965 Johann Finkbeiner, Maschinenhauer
Schachtanlage Radbod
- 1. 12. 1965 Heinrich Malti, Hauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 1. 12. 1965 Friedrich Niedzwetzki, Platzreiniger
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 3. 12. 1965 Johann Pillonetto, Brückenaufseher
Schachtanlage Emil-Emscher
- 11. 12. 1965 Konrad Obst, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 13. 12. 1965 Hermann Leuschner, Tagesarbeiter
Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 13. 12. 1965 Paul Makrewitz, Rangiermeister
Schachtanlage Emil-Emscher
- 18. 12. 1965 Robert Brosch, Schießmeister
Schachtanlage Emil-Emscher
- 24. 12. 1965 Paul Niedballa, Pförtner
Schachtanlage Fritz-Heinrich

Hoesch AG Westfalenhütte

- 14. 12. 1965 Rudolf Stanella, techn. Zeichner
- 19. 12. 1965 Johann Krämer, Betriebsschlosser
- 19. 12. 1965 Johann Wels, Kranführer
- 21. 12. 1965 Paul Haecker, Walzen-Transporteur
- 22. 12. 1965 Ernst Schließchen, Kauenwärter
- 23. 12. 1965 Heinrich Stachowiak, Kranführer
- 23. 12. 1965 Heinrich Dietrich, Schlosser

Schmiedag AG

- 13. 10. 1965 Anton Schäfer, Achsenmonteur
Werk Warstein

25

Hoesch AG Bergbau

- 5. 11. 1965 Helmut Hintz, Fördermaschinist
Schachtanlage Emil-Emscher
- 2. 12. 1965 Helmut Dalinghoff, Fördermaschinist
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 3. 12. 1965 Walter Lade, Hauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 4. 12. 1965 Franz Koczy, Abteilungssteiger
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 16. 12. 1965 Rudolf Adler, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 17. 12. 1965 Rudolf Höfener, Lehrhauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 18. 12. 1965 Friedrich Neus, Schlosser
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 28. 12. 1965 Friedrich Karstan, Lehrhauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

Hoesch AG Westfalenhütte

- 15. 10. 1965 Wilhelm Königsmann, Verlader
- 16. 12. 1965 Fritz Meise, Oberheilgehilfe
- 16. 12. 1965 Gerhard Reinhold, Norm.-Lokführer
- 16. 12. 1965 Rudolf Stöve, Elektromeister
- 17. 12. 1965 Heinrich Leßmann, Dreher
- 17. 12. 1965 Walter Lewin, Fernmeldemonteur
- 17. 12. 1965 Bruno Rose, Schichtmeister
- 18. 12. 1965 Hans Wittchen, Wachleiter
- 19. 12. 1965 Helmut Arendt, Schlosser
- 19. 12. 1965 Martin Hartmann, Kranführer

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

- 4. 12. 1965 Paul Huf, Betriebsrat

Schmiedag AG

- 1. 1. 1964 Franz Makowski, Maschinenarbeiter
Werk Grüntal
- 17. 7. 1964 Rudolf Tuma, Sandstrahlarbeiter
Werk Grüntal
- 27. 8. 1964 Otto Gumz, Gießereiarbeiter
Werk Werdohl
- 14. 11. 1964 Ernst Brauer, Fräser
Werk Grüntal
- 19. 1. 1965 Josef Widner, Meister
Werk Grüntal
- 27. 3. 1965 Kurt Leuschner, Elektriker
Werk Grüntal
- 1. 4. 1965 Bernhard Chmielea, Farbspritzer
Werk Grüntal
- 4. 6. 1965 Franz Dentel, Vorarbeiter
Werk Grüntal
- 9. 7. 1965 Walter Plötz, Hobler
Werk Grüntal
- 1. 10. 1965 Walter Breuer, Schlosser
Werk Grüntal
- 1. 10. 1965 Wilhelm Knobloch, Hammerführer
Werk Grüntal
- 5. 12. 1965 Hans Frisse, Bohrer
Werk Warstein

Hoesch AG Rohrwerke

- 3. 12. 1965 Heinrich Stallmeier, Heizer

Maschinenfabrik Deutschland AG

- 3. 12. 1965 Karl-Heinz Hißler, Konstrukteur

Wie die kleinen Kinder

Drei Tage vor Weihnachten war es, als meine Mutter unserem Vater jenen giftgrünen, aus Plüsch gefertigten Frosch zeigte, den ein im Bauch verstecktes Uhrwerk über Tisch und Stühle hüpfen ließ: „Guck, den soll unser Junge haben, wird der sich freuen!“

Und wenn auch Vater, der seriöse Mann, den Kopf schüttelte und sagte, ich wäre mit meinen 15 Jahren für solch einen Firlefanz schon viel zu groß, so drehte er doch das künstliche Amphiblum immer wieder auf und bog sich vor Vergnügen, so oft der schnurrende Lurch bald auf den Schrank und bald über den Fußboden purzelte, unermüdlich und beinahe lebensecht. Wobei Vater noch mehrmals bekräftigte: „Wirklich, Therese, für solch eine Albernheit ist der Junge schon zu reif!“

Was mich nicht hinderte, den Frosch mit einem Jauchzen zu begrüßen, als ich ihn bei der Bescherung unterm Christbaum fand. Was da sonst noch an Strümpfen, Büchern, Farbstiften und Leckereien lag, das freute mich zwar auch, aber den plüschenen Frosch, der nach jedem Aufdrehen seine meterhohen Kapriolen vollzog, den fand ich begeisternd, der löste mein Entzücken aus und beflügelte meine Phantasie.



Sel's drum, als die Ferien zu Ende waren, nahm Ich den hüpfenden Lurch mit in die Schule. Ich mußte das leblose und doch so lebendige Wunder meinen Kameraden zeigen; also ließ ich – in der Zehnruhrpause, versteht sich – das Spielzeug durch die Klasse hüpfen, von einem Pult aufs andere, letztlich sogar aufs Katheder. In diesem Augenblick trat der Oberlehrer Pick in den Raum, sah sich den Spuk an, wiegte sein ernstes Haupt und seufzte: „Soll man's für möglich halten? Wem gehört das Vieh?“

Ich hob den Finger, hatte Herzklopfen und konnte es nicht hindern, daß Gevatter Pick, der sonst so nachsichtige Pädagoge, den Frosch in die Hand nahm, ihn kurz betrachtete und sprach: „Unglaublich. So was Dummes bringt man nicht mit in die Schule. Und überhaupt: Du solltest schon zu vernünftig sein für so einen Quatsch!“

Dann steckte er den Frosch in die Tasche, so daß mein schönstes Weihnachtsgeschenk als kassiert und beschlagnahmt zu gelten hatte. Wenigstens vorläufig.

Auf Umwegen erfuhr Ich, daß Herr Oberlehrer Justus Pick unmittelbar hinterher meinen Lurch ins Konferenzzimmer brachte, dort das Ding aufdrehte und sagte: „Sehen Sie mal hier, meine verehrten Kollegen, mit solch einem Blödsinn amüsieren sich meine Sekundaner!“

Als dann ließ Herr Justus Pick den Frosch auf dem billardgrünen Tisch umherspringen, bald über ein Tintenfaß hinweg, bald zwischen Stapeln von Mathematikheften und griechischen Klassikern her – es soll ein Schauspiel von seltener Heiterkeit gewesen sein. Zumal die andern Herren ebenfalls das Spielzeug der Reihe nach in die Hand zu nehmen wünschten, um es dann immer wieder aufzudrehen und durch die Gegend hopsen zu lassen. Wobei weder der Professor für moderne Sprachen noch die für Zoologie, Erdkunde und Botanik zuständige Autorität mit ihrer berechtigten Kritik hinterm Berge hielten. Denn das Vergnügen über den Frosch geschah ebenso ungeteilt wie das weise Kopfschütteln: „Und an so etwas haben die Sekundaner ihren Spaß? Unfaßbar.“

Schon öffnete sich die Tür: Der Herr Direktor stand da, das Oberhaupt der wohlrenommierten Lehranstalt. Der Mann sah den Frosch von einer Ecke zur nächsten galoppieren, sah ferner, wie das Kollegium seiner Paladine offenkundig seine helle Freude an dem Schabernack hatte. Und der Herr Direktor maß die verlegenen, meist sogar errötenden Gesichter mit den Worten: „Ich sage ja, wie die kleinen Kinder. Ich bitte Sie, meine Herren, für solche Witze dürften Sie eigentlich zu erhaben sein. Bitte, zeigen Sie das Ding einmal her...“

Der Eifer, mit dem das Dutzend Lehrkörper teils auf dem Linoleum lag und teils

auf die Stühle kletterte, um das irgendwo herumschwirrende Gespenst zu erjagen, war lobenswert. Als der Direktor den Frosch endlich in der Hand hielt, lächelte der würdige Herr: „Ist ja zu drollig. Auf was für Ideen doch die Menschen kommen.“

Als bald drehte der Direktor, notabene ein Geheimrat und Ritter des Roten Adlerordens vierter Klasse, das Uhrwerk auf, um sich noch einmal von der Possierlichkeit des Geschöpfes zu überzeugen. Und während ihn die Eskapaden sichtbarlich erheiterten, haschte er den Lurch mit beiden Händen, steckte ihn in die Tasche und sprach: „Ich muß den Frosch auch meiner Familie vorführen, Sie bekommen ihn morgen wieder. Aber, wie gesagt, meine Kollegen, über derlei Spielereien sollten Sie längst hinaus sein!“

Es dauerte volle 14 Tage, bis ich mein Plüschtier zurückbekam. Ich weiß nicht, wieviel erwachsene Seelen es unterdessen zu amüsieren verstand. Ich erinnere mich nur, daß mir Herr Oberlehrer Justus Pick noch einmal dringend ins Gewissen redete: „Laß in Zukunft solchen Unfug bleiben. Du bist doch kein kleines Kind mehr...“

Heinz Steguweit

Nach den Feiertagen

„Ja“, sagte Herr Schramm, „der Schromm und ich – wir dachten, wir könnten dir mal einen Besuch machen, um einen kleinen Skat zu dreschen!“

„So ist es“, pflichtete Herr Schromm bei, „einen kleinen, soliden Skat. Die aufregenden Feiertage sind vorüber, und ein richtiger Mönnerskat ist gut für die Nerven.“

Herr Schramm und Herr Schromm – sie hießen wirklich so – hängten ihre Mäntel an die Flurgarderobe und setzten sich an den Rauchtisch.

„Schön“, sagte Herr Koschmieder, der Hausherr, und holte die Karten. Dann setzte er sich zu ihnen. Sie kannten sich vom Stammtisch unten an der Ecke. Während er die Karten mischte, meinte er noch: „Ihr habt Glück, meine Frau ist ins Kino gegangen, und die beiden Jungen schlafen schon.“

„18... 20...“ Sie begannen zu reizen. Wie das so ist beim Skatspiel.

Plötzlich, mitten im Spiel, sagte Herr Schramm: „Wie war es sonst, Weihnachten? Hat es ordentlich was gegeben?“

Herr Koschmieder legte die Karten hin und meinte: „Kommt mal leise mit, ihr beiden! Ich will euch mal was zeigen! Ihr werdet Augen machen!“

Ihre dicken Feiertagszigarren zwischen den Lippen, gingen die drei Männer nach nebenan, ins Kinderzimmer, wo Koschmieders Jungen in den Betten lagen und schliefen.

„Psst, psst!“ machte der Hausherr. „Psst, seid schön leise!“ Er schaltete das Licht an, kroch erst unter das eine, dann unter das andere Bett und kam schließlich mit einem Armvoll Schienen und einer aufziehbaren Eisenbahn wieder zum Vorschein.

„Das ist ja primal!“ rief Herr Schramm.

„Ich habe mir als Kind immer eine Eisenbahn gewünscht“, bemerkte Herr Schromm, „aber ich habe nie eine bekommen.“

„Also“, meinte Herr Koschmieder, „baut erst mal die Schienen mit zusammen.“

„Wachen die Jungen auch nicht auf?“ erkundigte sich Herr Schramm.

„Ach was!“ sagte der Hausherr. „Los, an die Arbeit!“

Sie legten die Zigarren in die Kakteentöpfe und machten sich über die Schienen her. „Entweder eine Acht oder eine Doppel-Acht“, sagte Herr Koschmieder.

„Lieber eine Doppel-Acht“, erwiderte Herr Schramm. „Wir können dann mehr Zusammenstöße arrangieren!“

„Ich habe nie eine Eisenbahn gekriegt“, sagte Herr Schromm traurig. „Ich möchte noch einmal jung sein!“

„Wir sind so jung, wie wir uns fühlen!“ sagte Herr Koschmieder sehr treffend.

Sie bauten aus den Schienen eine Doppel-Acht. Ein Teil der Bahnstrecke führte unter den Kinderbetten weg. Ein anderer Teil unter den Tisch. Herr Schramm und Herr Schromm koppelten die Wagen aneinander, Herr Koschmieder zog die Lokomotive auf. Er sagte: „Seid mir nicht böse, wenn ich die Lokomotive aufziehe...“

„Natürlich nicht“, sagte Herr Schramm, „du bist ja hier zu Hause.“

„Nachher darf ich aber auch mal“, bat Herr Schromm, „denn ich habe nie eine Eisenbahn gekriegt, obgleich ich mir immer eine gewünscht habe.“

Dann ließen sie den Zug laufen. Einmal, zweimal und immer wieder.

Schließlich durfte auch Herr Schromm die Lokomotive aufziehen, und er war sehr glücklich. Später arrangierten sie an einer der Weichen in der Nähe des Kleiderschranks einen Zusammenstoß, indem sie einen Güterwagen hinstellten, den der Lokomotivführer des herankommenden Zuges glatt übersah. Hei, war das eine Aufregung! Sie wiederholten es mehrere Male.

Dann hörte Herr Koschmieder, daß die Haustür aufgeschlossen wurde. „Schnell, das ist meine Frau!“ sagte er. „Schluß jetzt!“

Als Frau Koschmieder in die Wohnstube trat, sah sie ihren Mann und die Herren Schramm und Schromm ganz artig Skat spielen...

Im Kinderzimmer standen die beiden Koschmieder-Jungen vor den Kakteentöpfen, eingehüllt in dicke Rauchwolken.

„Vatis Zigarre ist recht anständig“, meinte der Ältere.

„Geh mir los“, sagte der Jüngere, „ich hab' dem Schromm seine erwischt, das ist Marke ‚Waldbrand‘ und keinen Pffierling wert! Dabei könnte er sich wirklich eine gute Zigarre leisten, finde ich... Wo er doch Oberinspektor ist bei der Bundesbahn...“

Willi Wegner



Fotowettbewerb

Unser Dezember-Thema: „Im dunklen Monat“

- | | | |
|---|-----------------|--------------------------|
| ① | Günther Pesch | Hoesch AG Bergbau |
| ② | Roland Scholz | Walzwerke Hohenlimburg |
| ③ | Eduard Podemski | Hoesch AG Westfalenhütte |
| ④ | Horst Steinbach | Dörken AG |
| ⑤ | Günter Waltner | Hoesch AG Bandstahlwerk |

Für den WERK UND WIR-Fotowettbewerb bitten wir unsere Leser, bis zum 3. Januar Aufnahmen zu dem Thema „Kirmes“ und bis zum 3. Februar zu dem Thema „Fotografische Versuche“ einzusenden.



①



②



③



④



⑤

